Stiftung Liebenau

Michael H. F. Brock

In unserer Mitte – Der Mensch

In unserer Mitte – Der Mensch

Ein Essay

In unserer Mitte – Der Mensch

Stiftung Liebenau

Michael H. F. Brock

In unserer Mitte – Der Mensch

Ein Essay

Impressum

Herausgeber:
Stiftung Liebenau
im März 2015
1. Auflage

Autor:
Michael H. F. Brock
unter Mitwirkung von
Prof. Dr. Bruno Schmid

Gestaltung:
Natalie Baumbusch

Druck:
Bodensee Medienzentrum, Tettnang

www.stiftung-liebenau.de

Editorial 6

In unserer Mitte – Der Mensch 9

Viele Bilder – Der Mensch 24

Im Spiegel: Ich 27

Zwischenstopp – Der Chaosberg 31

Der Mensch wird am Du zum Ich 44

Unterbrechung – Martin Buber und die Wise Guys 45

Vor dem Wirken steht das Empfangen 50

Ich in der Zeit 57

In unserer Mitte – Das Logo der Stiftung Liebenau 61

Leitwort-Grundsätze der Stiftung Liebenau 68

Vier Grundsätze 70

Missverständnisse 74

Der entschiedene Mensch 78

Was bleibt? Im Chaos die Balance halten! 83

„Weil wir Menschen sind“ 95

Quellenangaben 110

Bildnachweise 112

Liebe Leserin, lieber Leser,

dieses Buch ist eine Einladung. Wir möchten Sie mitnehmen auf einen gemeinsamen Weg, entlang an den Gedanken, die das Handeln der Stiftung Liebenau leiten: „In unserer Mitte – Der Mensch“

Diese Worte bezeichnen, was die Gründer der Stiftung vor 145 Jahren als Stiftungszweck festgelegt haben: Die Sorge um und für andere Menschen aus christlicher Motivation heraus. Dieser Auftrag ist, wie die Stiftung selbst, dem Grunde nach dauerhaft und unveränderbar. Wie er zu verstehen ist, haben die Stiftungsverantwortlichen immer wieder neu justiert –analog zum gesellschaftlichen, theologischen und fachlichen Verständnis der jeweiligen Zeit.

Adolf Aich schrieb als Anstaltsvorstand im ersten Rechenschaftsbericht der damaligen Pfleg- und Bewahranstalt von den Kranken, „vor denen die menschliche Natur zurückschreckt und vor welchen man nicht selten die Türe schließt. (...) Diesen unseren Brüdern und Schwestern Hilfe zu leisten, ihr Elend zu lindern, ist unsere Pflicht.“

100 Jahre später überschrieben die damaligen Stiftungsverantwortlichen ihren Auftrag: „Der Mensch in der Mitte – Behindertenhilfe aus christlicher Verantwortung“. Daraus wurde weitere 20 Jahre später das bis heute bestehende Leitwort. Es sollte „eine Aufforderung, Hilfestellung sein, ein

Anspruch, an dem sich jeder Mitarbeiter der Stiftung, auf seinem Platz, in seiner Art und Weise, orientieren kann“. Bis heute dient es als Richtschnur für alle Stiftungstätigkeiten, ob sie nun der Pflege, Therapie oder Betreuung dienen, der Erziehung, Bildung, Assistenz oder dem Service und den internen Dienstleistungen.

Auch heute müssen wir uns fragen: Wie verstehen wir unser Leitwort? Wie wird es in unserem Umfeld verstanden? Passt es zu unserer Stiftung? Passt unsere Stiftung zu ihrem Leitbild? Führungskräfte und Mitarbeitervertreter der Stiftung Liebenau haben sich im Oktober 2014 im Rahmen eines Stiftungstages mit diesen Fragen beschäftigt. Auf den folgenden Seiten finden Sie Gedanken, Texte und Bilder, die für diesen Stiftungstag entstanden und zusammengestellt worden sind.

Dieses Buch ist kein Gesetzestext. Es normiert nicht und gibt keine Handlungsanweisungen. Verstehen Sie die folgenden Texte vielmehr als eine Annäherung an das Leitwort, begleiten Sie uns bei unseren Überlegungen und Gedankenexperimenten, bei unserem Bemühen um ein zeitgemäßes Verständnis der Worte „In unserer Mitte – Der Mensch“.

Der Vorstand der Stiftung Liebenau

Prälat Michael H. F. Brock Dr. Berthold Broll Dr. Markus Nachbaur

Michael H. F. Brock

In unserer Mitte – Der Mensch

Ein Essay

In unserer Mitte – Der Mensch: Das ist für uns die blanke Selbstverständlichkeit. Die größte Herausforderung, der Maßstab unseres Scheiterns, die Vision unserer Stiftung, die Grundlage unseres Selbstverständnisses, der Urgrund tiefster Missverständnisse und Zerrbilder und Anlass genug, dass wir uns vergewissern.

Die Differenz zwischen ‚dem Menschen' und der persönlichen, sozialen und politischen Wirklichkeit der Menschen stellt eine andauernde Qual dar.

Jürgen Moltmann
(geb. 1926)

Was ist der Mensch?

Jürgen Moltmann (geb. 1926) hat in seinem Buch „Mensch" geschrieben: „(…) Die Geschichte zeigt, dass die Differenz zwischen ‚dem Menschen' und der persönlichen, sozialen und politischen Wirklichkeit der Menschen eine andauernde Qual darstellt."[1] Und so ist mit dem Stichwort „Der Mensch" nichts weniger bezeichnet als die offene Geschichte des Fragens und Suchens und der Fehlschläge und Erniedrigungen der Menschen.

Also ist mit Moltmann zu fragen: Was bewegt uns, wenn wir nach dem Menschen fragen, und welche Antworten finden wir? Welche leuchten ein? Aber auch: Nach welchen suchen wir?

Ich will keine abschließende Antwort versuchen, das wäre vermessen. Ich kann Ihnen mit einigermaßen großer Sicherheit eine Kuh beschreiben oder einen Stein oder einen Baum. Ich würde mich sogar trauen, Ihnen einen Hund zu

beschreiben oder einen Bären. Und wenn Sie viel Geduld aufbringen, könnte ich Ihnen ein Auto erklären oder ein Fahrrad. Und wenn Sie einige Wahrscheinlichkeiten erlauben würden, vielleicht sogar die Sonne. Aber was der Mensch ist, hat der Mensch seit Menschengedenken nie verstanden, und es sind auch nur verzweifelte oder hoffnungsvolle Erklärungsversuche, die wir für mehr oder weniger tauglich erachten.

Worte

Einige mehr oder weniger willkürliche Beispiele:

Oswald Spengler, deutscher Philosoph (1880 – 1936), schrieb über den Menschen: „Der Mensch ist eine Episode, ein Augenblick im Weltschicksal."[2] Was hat er gemeint? Dass wir ein Teil der Evolution sind? Gekauft. Dass wir sterblich sind und endlich? Gekauft. Vielleicht hat er sogar gemeint, dass die menschliche Geschichte an sich nur eine Zeiterscheinung in den Jahrmillionen und Jahrmilliarden der Existenz unseres Planeten ist.

Das Zitat allein jedenfalls lässt es offen, ob der Mensch überhaupt einen Geist hat, eine Seele oder ob er nicht eher ein Staubkorn in der Geschichte ist – aufgewirbelt vom Wind der Zeit und zertreten von derselben Zeit, die ihn aufgewirbelt hat.

Der Mensch ist eine Episode, ein Augenblick im Weltschicksal.

Oswald Spengler
(1880 – 1936)
deutscher Philosoph

Sie wissen alle, dass unsere Bibel da großzügiger denkt. Sie spricht davon, dass wir Menschen „der große Wurf Gottes“ sind. Ja, IHM gleichen, ebenbildmäßig, also Anteil am Göttlichen haben in irdischer Existenz und Form. Und ich möchte zum Beispiel dem russischen Schriftsteller Anton Tschechow (1860 – 1904) folgen, dem die Worte zugeschrieben werden: „Der Mensch ist das, woran er glaubt.“ Daran möchte ich ja glauben – an die Bestimmung eines Menschen. Einen Mehrwert des Menschseins über das reine Stein-Sein hinaus oder das Kuh-Sein oder das Hund-Sein oder das Baum-Sein.

Der Mensch ist das, woran er glaubt.

Anton Tschechow
(1860 – 1904)
russischer Schriftsteller

Daraus ableitend möchte ich auch Arthur Schopenhauer glauben. Der deutsche Philosoph (1788 – 1860) soll gesagt haben: „Jeder Mensch ist achtenswert, wie elend und lächerlich er auch sei“. Das Achtenswerte des Menschen resultiert ja auch aus der Gottebenbildlichkeit, aus dem geschenkten Wert, den ich ja nicht aus mir heraus ableiten kann, aus dem bisschen Wasser und Kohlenstoff und Knochen und Blut und der Fähigkeit, dass es überleben kann – das bisschen Menschsein. Der Wert ergibt sich ja erst aus dem Geist, aus dem Verstehen, aus dem Begreifen.

Jeder Mensch ist achtenswert, wie elend und lächerlich er auch sei.

Arthur Schopenhauer
(1788 – 1860)
deutscher Philosoph

Und dann wären wir immer noch auf der Suche – willkürlich natürlich – beim Klugsein des Menschen. Der grie-

Der Mensch ist das klügste aller Wesen, weil er Hände hat.

Anaxagoras
(499 – 428 v. Chr.)
griechischer Philosoph

chische Philosoph Anaxagoras (499 v. Chr. – 428 v. Chr.) schreibt: „dass der Mensch deswegen, weil er Hände hat, das verständigste Lebewesen ist."[3]

Mark Twain, amerikanischer Schriftsteller (1835 – 1910): „Jeder Mensch hat seinen Mond mit einer dunklen Seite, die er niemand zeigt."[4] Ist das so? Das gilt im besten Falle für Menschen mit einem gewissen Schamgefühl oder mit einer gewissen überkommenen Erziehung.

Jeder Mensch hat seinen Mond mit einer dunklen Seite, die er niemand zeigt.

Mark Twain
(1835 – 1910)
amerikanischer Schriftsteller

Dass man nicht alles von sich preisgibt – vor allem aber, dass man die Schattenseiten seines Daseins in seinen Gedanken oder in seinen Taten auch nicht jedem auf die Nase bindet. Ich bin höflich, freundlich, verlässlich, vertrauenswürdig, arbeitsam, glücklich, zufrieden. Aber ich bin auch tierisch und animalisch, grenzenlos, vermessen, skrupellos, kämpferisch und friedlich, grenzenlos und begrenzt, liebenswert und manchmal auch ein erschreckender Abgrund. Aber ich spüre, Mark Twain unterscheidet bereits in die Seiten, die ich öffentlich lebe, darstelle, preisgebe, und die Seiten, vor denen ich mich ins rechte Licht zu stellen erlaube, um die Schattenseiten zu verbergen. Das ist der Mensch – ein Mensch mit dunklen Seiten.

Und bevor wir hier abdriften in zu große Melancholie oder ein Erschrecken vor dem Menschen, erlauben Sie mir einen Halbsatz des deutschen Dichters

Hermann Hesse (1877 – 1962). Sie kennen ihn alle. Kennen Sie auch diesen Satz von ihm: „Der Mensch ist liebenswert“? Ich möchte ja auch etwas zum Aufatmen bringen bei unserer Überlegung, wer der Mensch ist, was der Mensch ist. Also, jeder Mensch ist liebenswert. Er ist also schön, bemerkenswert, unsere Aufmerksamkeit wert, zärtlich, fein, intelligent, begabt.

Hermann Hesse hat diesen Satz ergänzt durch den Nebensatz: „Jeder Mensch ist liebenswert, wenn er wirklich zu Worte kommt.“[5] Das heißt: Im gleichen Atemzug, in dem wir die Schönheit des Menschen bestaunen, wissen wir und müssen wir wissen, dass wir sie auch übersehen können. Im gleichen Atemzug, in dem wir von Fähigkeiten, Begabungen und Bemerkenswertem des Menschen reden, reden wir immer gleichzeitig davon, wie wir ihn missachten, des Menschen Wert auf unsere Liebe.

Ich stochere mich durch die Geschichte und bleibe in diesen Ambivalenzen des Menschen hängen. Immer wenn ich sage, „der Mensch ist“, kann ich gleichzeitig sagen und behaupten, dass er das im Grund nicht ist. Wem will ich denn folgen? Erinnern Sie sich? Zuvor habe ich uns beschrieben: Menschen als „Abbild Gottes“.

Der Mensch ist liebenswert, wenn er wirklich zu Worte kommt.

Hermann Hesse
(1877 – 1962)
deutscher Dichter

Was ist der Mensch? Die Tragödie Gottes.

Christian Morgenstern
(1871 – 1914)
deutscher Schriftsteller,
Dramaturg, Journalist
und Übersetzer

Aber beispielsweise Christian Morgenstern, deutscher Schriftsteller, Dramaturg, Journalist und Übersetzer (1871-1914), antwortet auf die Frage: „Was ist der Mensch?“ mit der Antwort: „Die Tragödie Gottes“.[6] Und wieder schießen Spekulationen ins Kraut. Was hat er gemeint?

Dass wir dem hohen Anspruch, „Abbild Gottes auf Erden zu sein“, also ausgestattet zu sein mit einer unsterblichen Seele, mit einer göttlichen Verantwortung und Weitsicht und Weisheit und Klugheit, einfach nicht gerecht werden. Dass Gott – quasi im Bild gesprochen – ständig mit dem Kopf schüttelt über seine Geschöpfe, dass diese Welt im Grunde dramaturgisch einer Tragödie gleicht, also einen anderen Fortlauf nimmt als seine ursprüngliche Intention und Vision und Traum vom Menschsein und so sich aus einem traumhaft paradiesischen Beginn – und so beschreibt es ja auch das Buch Genesis – das Menschsein sich immer mehr in Distanz zu seinem Schöpfungsakt entwickelt, immer weiter entfernt von seiner eigenen Bestimmung.

Damit wären wir wieder bei Oswald Spengler, dass wir uns immer mehr entwickeln zu einer Episode des Weltschicksals. Und wäre das, woran der Mensch wirklich glauben würde, wie Anton Tschechow es beschrieben hat, so glaubten wir im Grunde an unsere eigene Vernichtung,

und aus dem klügsten Wesen wäre die größte Dummheit geworden. Noch gefällt mir Graham Greene, britischer Schriftsteller (1904-1991), in seinem Buch „Vom Paradox des Christentums“ am besten, wenn er uns den Menschen beschreibt als Geschöpf, aber als eines, „dem es bestimmt ist, in Katastrophen zu leben.“[7]

Und wenn Sie sich ein wenig ausruhen möchten in diesem Gedanken, so halten wir es mit Paul Claudel, französischer Dichter (1868-1955), der unsere Bestimmung des Menschen und des Menschseins zumindest in der Freude und dem Glück verankert. Aber wieder stoßen wir auf eine Ambivalenz. „Der Mensch ist nicht zum Vergnügen“, soll er geschrieben haben, „sondern zur Freude geboren.“ Aber dieser Satz und diese Erkenntnis setzten ja voraus, dass er Menschen kennt, die das Leben definieren als Vergnügen, als Lust, als Spaß, als Zeitvertreib, als Machtspiel vergnüglicher Interessen. Die Freude geht ja in eine ganz andere Richtung, die Freude beschreibt den Zustand des Glücks, des Friedens, auch der vertrauensvollen Verlässlichkeit.

Und wenn Claudel uns geradezu darauf hinweist, zu dem Ursprung der Freude im Menschsein zurückzukehren, dann sagt er ja gleichzeitig auch, wie weit wir uns davon entfernt haben.

Der Mensch ist ein Geschöpf, dem es bestimmt ist, in Katastrophen zu leben.

Graham Greene
(1904 – 1991)
englischer Schriftsteller

Der Mensch ist nicht zum Vergnügen, sondern zur Freude geboren.

Paul Claudel
(1868 – 1955)
französischer Dichter

Der Mensch ist nichts Festes, Gewordenes und Fertiges, nichts Einmaliges und Eindeutiges, sondern etwas Werdendes, ein Versuch, eine Ahnung und Zukunft. Wurf und Sehnsucht der Natur nach neuen Formen und Möglichkeiten.

Hermann Hesse
(1877 – 1962)
deutscher Dichter

Bevor Sie den Faden verlieren oder die Geduld mit mir: Ich bin immer noch bei der Beschreibung dessen, was Menschen über Menschen sagen. Auf der Suche, eine Definition zu finden. Und je länger ich rede, desto mehr wünschte ich mir, ich dürfte Ihnen einen Stein beschreiben oder einen Baum.

Und auf der Suche nach Antworten stoße ich erneut auf Hermann Hesse: „Der Mensch ist nichts Festes, Gewordenes und Fertiges, nichts Einmaliges und Eindeutiges, sondern etwas Werdendes, ein Versuch, eine Ahnung und Zukunft, Wurf und Sehnsucht der Natur nach neuen Formen und Möglichkeiten.“[8] Ist das eine Spur? Wir spüren schon, wir bekommen keine Eindeutigkeit in die Beschreibung dessen, was der Mensch ist. Aber wir spüren auch, dass etwas im Werden ist. In meinen Worten möchte ich sagen: „Ja, jeder Tag ist ein Versuch und jede Entscheidung eine Ahnung von Zukunft.“

Ich glaube nur nicht, dass der Mensch sich von selber hineinwirft und dass wir nicht mehr sind als die Sehnsucht der Natur nach neuen Formen und Möglichkeiten. Ich möchte dem nachher noch einmal nachgehen. Aber ich möchte festhalten mit Hermann Hesse: „Noch ist nichts eindeutig“.

Vielleicht ist es das, was der amerikanische Psychoanalytiker und Gesellschaftskritiker Erich Fromm (1900-1980) schreibt: „In der Tat, der Mensch ist abhängig; er bleibt dem Tode, dem Alter, der Krankheit unterworfen“.[9] Ich glaube, das steht fest. Ich glaube, das entspricht am ehesten unserer Zustimmungsfähigkeit. Ich glaube auch, dass das genau das ist, wovor wir am meisten Angst haben – vor dem Tod, vor dem Alter, vor Krankheit.

Ich glaube auch hier schon festhalten zu können, dass wir uns dem am meisten verschrieben haben: Menschen zu begleiten, in ihrer Abhängigkeit von Krankheit, Alter und Tod. Unabhängig davon, ob wir glauben möchten an die Abbildhaftigkeit von einem Gott. An das gewollte Hiersein in dieser Welt oder an die Zufälligkeit eines der Zeit unterworfenen Sandkornes im Schauspiel oder in der Tragödie einer Welt aus Zufällen. Krankheit, Alter und Tod verfolgen uns – egal wie wir von uns denken.

In der Tat, der Mensch ist abhängig, er bleibt dem Tode, dem Alter, der Krankheit unterworfen.

Erich Fromm
(1900 – 1980)
amerikanischer
Psychoanalytiker und
Gesellschaftskritiker

Viele Bilder – Der Mensch

Schauen Sie sich die Bilder der Menschen in diesem Buch an. Völlig willkürlich ausgesucht, völlig unsystematisch, denn Menschen begegnen uns nicht systematisch. Es sind Menschen in ihrem Elend und in ihrer Freude. Glückliche Menschen und zutiefst verzweifelte. Handwerker und Denker. Bauern und Soldaten. Gesunde und Kranke. Alte und Junge. Schauspieler und Dichter. Obdachlose und Machtvolle. Behauste und Grausame. Liebenswerte, vertrauensvolle. Menschen in ihrer Macht und in ihrer Ohnmacht. Menschen mit Gefühlen, Verletzungen. Menschen inmitten ihrer Begabung und inmitten ihrer Hoffnungslosigkeit. Menschen voller Weitsicht und Engstirnige. Menschen, die einen Blick für die Zukunft haben, und Menschen, die die Welt längst aus den Augen verloren haben. Blinde, Lahme, Taube, Stumme.

Sie spüren, das ist die Sprache der Bibel an dieser Stelle. Aber sie ist es, weil es dies alles gibt und weil es solche Menschen gibt. Menschen in unserer Mitte und Menschen mit Aussatz behaftet. Menschen unter uns und Menschen über uns. Es gibt schöne Menschen und hässliche. Wer auch immer das definiert haben mag. Menschen mit blonden, braunen, grauen Haaren oder gar keinen. Menschen mit gelber, dunkler, weißer, brauner Hautfarbe. Menschen

mit Plattfüßen und Menschen mit Narben. Wer hat eigentlich definiert, dass die mit Narben weniger schön sind? Menschen, begabt mit Sprachen, mit Ausdrucksform des Tanzes und der Malerei, und stumme Zeitgenossen, die gerade mal einen Nagel in die Wand hauen können.

Schauen Sie sich um. Es gibt jeden Menschen nur genau ein einziges Mal. Und übrigens, dieses eine Mal immer nur in diesem Augenblick. Der Mensch, der neben Ihnen sitzt, ist morgen schon ein anderer als der, den Sie gestern kannten. Da soll man nicht durcheinanderkommen.

Vielleicht ist der Mensch ja immer nur die Begegnung eines Augenblickes in der Hoffnung, dass er sich morgen ändert oder morgen noch genauso liebenswert ist wie heute.

Was ist der Mensch?

Vielleicht ist der Mensch ja immer nur die Begegnung eines Augenblickes in der Hoffnung, dass er sich morgen ändert oder morgen noch genauso liebenswert ist wie heute.

Im Spiegel: Ich

Ich möchte Ihnen beschreiben, wie alles begann, und ich möchte Sie einladen. Nehmen Sie einen Spiegel in die Hand und betrachten Sie Ihr Gesicht. Das erste was Sie sehen werden, jedenfalls bei ehrlicher Betrachtung, ist, dass das Leben Spuren hinterlassen hat in Ihrem Gesicht.

Bei manchen von Ihnen werden es Falten sein auf der Stirn, um die Augen, in den Mundwinkeln.

Und Sie werden die Betrachtung Ihrer Gesichtszüge unweigerlich immer auch mit Erinnerungen verknüpfen. Vielleicht nicht jede einzelne Falte, vielleicht nicht jedes einzelne Haar, das fehlt oder eine andere Farbe bekommen hat im Laufe der Jahre. Und doch werden Sie Grundzüge entdecken, die Ihr Gesicht geprägt haben – in Freude wie in Leid. Wir sprechen nicht umsonst von Lachfalten oder Sorgenfalten, die je nach Ausprägung und Intensität ein wenig Ihres Inneren nach außen kehren. Wagen Sie eine Zeitreise mit mir beim Blick in den Spiegel – vielleicht sogar in eine Zeit hinein, die wir gar nicht so bewusst wahrgenommen haben und die doch so entscheidend ist für unser Leben. Stellen Sie sich vor, Sie betrachten im Spiegel die ersten Wochen und Monate nach Ihrer Geburt. Wen erblicken Sie da? Mit Sicherheit ein kleines schreiendes Etwas, auf dem Rücken liegend oder in den Armen Ihrer

Mutter, Ihres Vaters, einer vertrauten Person hoffentlich. Schreiend, weil Sie der Worte zu wechseln noch gar nicht in der Lage waren. Sie entdecken sich auch noch nicht, auf den eigenen Füßen stehend. Ja, Sie werden erleben, dass Sie noch gar nicht in der Lage waren, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie waren noch nicht mal in der Lage zu krabbeln.

Sie waren angewiesen darauf, dass ein Mensch sie trägt, und es ist mehr als nur das Tragen von einem Ort zum anderen. Sie waren buchstäblich darauf angewiesen, dass ein Mensch Sie trägt und zwar in allen Ihren Lebenslagen. Vielleicht waren Sie instinktiv in der Lage, die Brust der Mutter oder die Flasche saugend an sich zu nehmen und irgendein angeborener Instinkt ließ Sie saugen – Nahrung und Halt. Jemand anders hat Sie genährt und keiner von uns ging alleine jagen oder sammeln oder pflügen oder eggen oder ernten. Das haben andere für uns getan und keiner von uns hat sich selbst gekleidet, sich geschützt vor der Kälte oder der Sonne, dem Regen oder dem Schnee. Wir waren angewiesen darauf, dass es ein anderer für uns tat.

Und niemand von uns war in der Lage, sich selbst zu schützen. Heimat und Schutz haben andere uns gewährt. Ein Kind – ist es das Produkt unserer Evolution? Oder der

Wille Gottes? In der ganzen Bandbreite ist dies möglich. Jedenfalls ist es ungeschützt, ungepflegt, unversorgt, nicht in der Lage allein zu leben.

Zwischenstopp – Der Chaosberg

An dieser Stelle möchte ich Ihnen einen wesentlichen Punkt unseres Menschseins inmitten des Chaos aller Interpretationen setzen. Wie auch immer Sie sich heute verstehen oder verstehen wollen. Bei allem was Sie gelernt haben und wissen über das Menschsein an sich oder Ihre eigene Persönlichkeit. Ob Sie sich als gewollt, beschenkt, verwirrt oder geworfen ansehen in diese Welt. Eines ist uns allen gemeinsam: Wir sind angewiesen auf andere in diese Welt hineingekommen.

Menschsein inmitten des Chaos

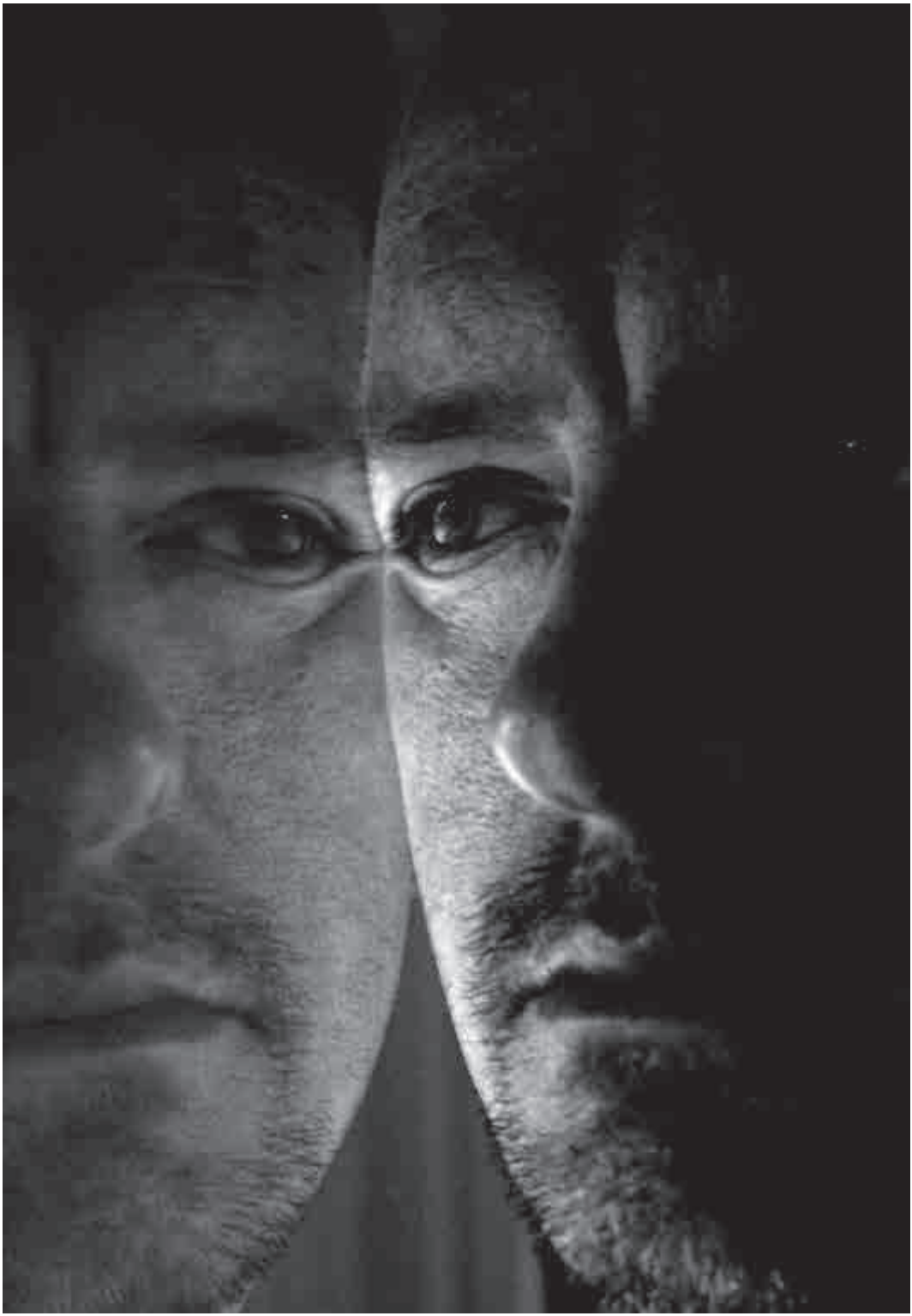
An dieser Stelle möchte ich gerne drei Punkte setzen, die ich für maßgebend halte: Ich möchte fragen, ob es nicht Dinge gibt, die immer und überall gelten – auch wenn unser Verständnis vom Menschen und unsere Wahrnehmung der Menschheit und unserer eigenen Persönlichkeit uns vorkommt wie ein Chaosberg.

Eine Frage des Vertrauens

Das Erste ist die Frage des Vertrauens. Die Wirklichkeit in uns und um uns herum wird immer Chaos sein, solange es Menschen gibt und es diese Welt gibt. Und die Wirklichkeit, in der wir stehen, bleibt uns in vielen Dimensionen unseres Menschseins immer unbekannt. Es ist unsere eigene Verletzbarkeit, die wir vom ersten Augenblick unseres Menschseins spüren. Und es ist nicht nur die äußere Verletzbarkeit in Hunger, in Krankheit, in Not, in äußerer Versehrtheit oder Unversehrtheit. Es spiegelt sich bis hinein in unsere Seele die Frage, ob wir uns in einem Raum der Geborgenheit oder in einem Raum bekämpften Chaos befinden und dies von Augenblick zu Augenblick.

Befinden wir uns in einem Raum der Geborgenheit oder in einem Raum bekämpften Chaos?

Wir versuchen, uns auf bestimmte Lebensschritte einzustellen. Das erste Greifen mit der eigenen Hand, das Sich-Festhalten am Gegenüber, die ersten Krabbelbewegungen, die ersten Gehversuche, die ersten Entdeckungen, das erste Wort, die vielen Fragen, die sich ergeben, die Sprünge hinein in die Welt nach außen, die Frage von Lernen und Erziehung, die Frage der Relation unserer Fähigkeiten zum Beruf. Dies sind alles Entwicklungen, die wir versuchen einzuholen, Schritt für Schritt zu gehen und zu meistern.



Und doch werden wir in jedem Augenblick, in jedem Monat, in jedem Jahr überrascht, überfallen oder bereichert von Dingen, die wir in unserer Wirklichkeit nie hätten zu hoffen gewagt oder zu befürchten vermutet.

Mit was überrascht uns die Wirklichkeit und was haben wir in Zukunft wirklich zu erwarten? Der Psychoanalytiker Erik H. Erikson (1902 – 1994) hat darauf hingewiesen, dass die wichtigste Komponente einer gesunden Persönlichkeitsentwicklung inmitten dieses Weltenchaos des Kindes das Urvertrauen ist, das sich in den ersten Monaten unseres Menschseins entwickelt oder verschüttet wird.[10]

Und dieses Vertrauen oder der Mangel des Vertrauens in ein Ur-Aufgehobensein des Menschen wird den Pendelschlag ausmachen und die Definition bieten – auch in der Beurteilung unserer selbst, unserer Umwelt, der Menschen um uns herum und dieser Welt, auch unsere Einstellung zur Religiosität, zu Gott oder zum Chaos. Dieses kindliche Gefühl des Sich-Verlassen-Dürfens kann nur menschlich vermittelt werden. Und dieses Gefühl oder der Mangel setzt sich fort bis in unser Erwachsen-Sein.

Eine Frage der Treue

Niemand kann ganz aufgehen im Sorgen und Besorgen der Daseinsbedingungen, weil niemand damit zu Ende kommt.

Im Alltag ist auf Schritt und Tritt Vertrauen notwendig.

Wolfhart Pannenberg
(1928 – 2014)

Man hat in der Vergangenheit schon den Versuch unternommen, unser ganzes Menschsein, auch die Zuordnung untereinander aufzubauen auf Sicherheit, auf Versicherung, auf Beherrschung von Wirklichkeit. Schlussendlich auf das Beherrschen von Menschen. Ich glaube aber mit einigem Recht sagen zu dürfen, dass der Hang zur Versicherung des Lebens im Grunde unmenschlich ist. „Niemand kann ganz aufgehen im Sorgen und Besorgen der Daseinsbedingungen, weil niemand damit zu Ende kommt", schreibt Wolfhart Pannenberg (1928 – 2014).[11] Aber umgekehrt, im Akt des Vertrauens gibt einer sich selber – zumindest in bestimmter Hinsicht – dem preis, worauf er sein Vertrauen setzt. Er verlässt sich auf die Treue dessen, dem er vertraut. Machen wir es fest am ganz normalen Alltagsgeschehen, weil das einfacher ist zu beschreiben, aber möglicherweise auch übertragbar. Denn, mit Pannenberg gesprochen: „Im Alltag ist auf Schritt und Tritt Vertrauen notwendig."[12]

Überall da, wo man mit Dingen und Mächten umgehen muss, deren inneres Wesen man nicht gänzlich durchschaut, ist Vertrauen unumgänglich. So wird niemand von uns vor jeder Mahlzeit eine chemische Analyse der Nahrung vornehmen, ob sie etwa vergiftet ist oder sonst

unzuträgliche Stoffe enthält. Man wird normalerweise auf die Bekömmlichkeit der Nahrung vertrauen. Ebenso wird man, wenn man ein Flugzeug besteigt, darauf vertrauen, dass es in Ordnung ist und dass das Bodenpersonal seine Aufgaben gewissenhaft erfüllt hat.

Und das Risiko des Vertrauens wird umso größer, je dauerhafter und umfassender eine Verbindung ist. Gerade die Menschen, mit denen man durch Freundschaft oder Ehe oder Beruf den eigenen Lebensweg ganz oder weitgehend verbindet, selbst solche Menschen kennt man nie genug. Man lernt sich gegenseitig erst allmählich, aber nie ganz kennen. Ja, man bleibt einem Menschen immer ausgeliefert, weil er im Grunde immer unbekannt bleibt. Pannenberg schreibt: „Man erkennt sich selbst immer nur insoweit, wie man durch Einsatz der eigenen Kraft sich erprobt, und eben zu solchem Einsatz bedarf es immer wieder neuen, wagenden Selbstvertrauens.“[13] Ich möchte ergänzen: „Und eines Zutrauens.“ Der Grad und das Maß des Vertrauens bestimmt schlussendlich auch die Sichtweise auf und mit uns Menschen. Und hinabgestiegen in die Fragestellung: „Was ist der Mensch?“, lässt diese Frage sich nur in der Beantwortung der vorzustellenden Frage erschließen: „Wie sehr weiß ich mich vertraut, anvertraut, betraut, also, im Ursinn des Wortes, vertrauend?“

Das Maß des Vertrauens entscheidet letztlich über die Ordnungsfähigkeit in des Menschen Chaos und wird nun zum Berührungsmaßstab für mich in meiner Welt der Begegnungen.

Der Grad und das Maß des Vertrauens bestimmt schlussendlich auch die Sichtweise auf und mit uns Menschen.

Das darf sein: Gottvertrauen

Aber nicht nur die Menschen, sondern auch der Ursprung der Gesamtwirklichkeit bleibt uns im letzten unverfügbar. Und da wir im Vollzug unserer Existenz auf das Ganze der Wirklichkeit angewiesen sind, ja, über dieses Ganze noch hinausfragen in seinen Grund, so kann auch dieses Verhältnis nur die Gestalt einer Vertrauensbeziehung haben. Der Ursprung alles Wirklichen ist wesentlich unendlich; daher ist ja auch unser Fragen nach dem, worauf wir uns angewiesen wissen, unendlich, insofern, als es über jede Antwort wieder hinausgreift und nirgends zur Ruhe kommt.

Der Ursprung alles Wirklichen ist wesentlich unendlich; daher ist ja auch unser Fragen nach dem, worauf wir uns angewiesen wissen, unendlich.

Der Ursprung, in dem wir die Einheit alles Wirklichen suchen, um der Einheit unseres Daseins gewiss zu werden, kann darum, weil er unendlich ist, nur im Vertrauen ergriffen werden. Und darum, weil er seinem Wesen nach unverfügbar ist, können wir ihn im Unterschied zu den Dingen unserer Welt nur als Person, als persönlichen Gott denken. Aus Vertrauen wächst Treue und „Gott"-Vertrauen.

Am Ende des Tages, nicht am Anfang entscheidet dieses Urvertrauen auch, ob es hinter dem Erlebbaren und Bewussten und Erspürbaren und Gefühlten noch einen Hintergrund gibt, den wir Gott nennen. Ob es hinter dem

Vertrauen zueinander ein letztes unbedingtes Vertrauen gibt, dass jeder Mensch im Vollzug seines Lebens einen vertrauenswürdigen Ursprung hat. Und wenn wir also von Menschwerdung reden – auch im Sinne dessen, was wir christlich verstehen –, betone ich noch einmal auf die Frage, wer wir sind: Es existiert keine Festschreibung für uns Menschen.

Ich halte fest: Das Gesamtpaket unseres Menschseins ist die Summe unserer eigenen Entscheidungen, aber auch der Entscheidungen anderer über uns selbst, die im Letzten ihren Ursprung haben, im vorhandenen, gewachsenen, erlebten, geschenkten oder verweigerten Vertrauen unseres erlebten Menschseins.

Das Gesamtpaket unseres Menschseins ist die Summe unserer eigenen Entscheidungen, aber auch der Entscheidungen anderer über uns selbst, die im Letzten ihren Ursprung haben, im vorhandenen, gewachsenen, erlebten, geschenkten oder verweigerten Vertrauen unseres erlebten Menschseins.

Der Mensch wird am Du zum Ich

Um sich selber zu vergewissern, muss ein Mensch also vertrauen. Dieses Vertrauen entsteht niemals aus sich selbst und niemals für sich selbst.

Dies ist einschlägig und bis heute nirgends besser eingeholt als in den Gedanken von Martin Buber, jüdischer Philosoph (1878-1965). Seine Gedanken formuliert er in den 20er-Jahren des letzten Jahrhunderts. Eindrucksvoll beschreibt er, was Menschsein heißt. Ich und du. Und ich und es.

Diese Worte repräsentieren nach Buber zwei Grundhaltungen gegenüber dieser Welt. „Ich und es“ bezeichnet ein Verhältnis, in dem es um die Erscheinungswelt, die Dinge der Welt und um Gegenstände geht. „Ich und du“ hingegen bezeichnet eine Beziehung. Die Ich-Du-Welt ist eine Welt der Beziehung. Die Grundlage dessen, was wir über den Menschen aussagen können, beschreibt Buber in den Sätzen: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ und: „Der Mensch wird am Du zum Ich“.[14]

Alles wirkliche Leben ist Begegnung. Der Mensch wird am Du zum Ich.

Martin Buber
(1878 – 1965)
jüdischer Philosoph

In vielen Ausdrucksformen des Menschseins zeigt sich für Buber, dass der Mensch am Du zum Ich wird. Eindrucksvoll beschreibt er es, wenn er auf die Ehe zu sprechen kommt und sie als Beispiel dafür nennt, „dass zwei Menschen einander das Du offenbaren“.[15]

Eine der schönsten Stellen aus Bubers Schriften, die das veranschaulicht, ist die folgende, in der es um die Beziehung des Kindes zum Erzieher geht: „Vertrauen, Vertrauen zur Welt, weil es diesen Menschen gibt – das ist das innerlichste Werk des erzieherischen Verhältnisses. Weil es diesen Menschen gibt, kann der Widersinn nicht die wahre Wahrheit sein, so hart er einen bedrängt. Weil es diesen Menschen gibt, ist gewiss in der Finsternis das Licht, im Schrecken das Heil und in der Stumpfheit der Mitlebenden die große Liebe verborgen. Weil es diesen Menschen gibt."[16]

Vertrauen, Vertrauen zur Welt, weil es diesen Menschen gibt – das ist das innerlichste Werk des erzieherischen Verhältnisses.

Martin Buber
(1878 – 1965)
jüdischer Philosoph

Unterbrechung – Martin Buber und die Wise Guys

Verlassen wir hier den Anfang des 20. Jahrhunderts und finden hinein in den Beginn des 21. Jahrhunderts – weg von Martin Buber hin zu Wise Guys, die in einem Lied – überschrieben: „Ein Engel" – von der Beziehung zweier Menschen sprechen. Es beschreibt zutiefst unsere Sehnsucht, dass die Angewiesenheit der Menschen zueinander und füreinander so grundlegend für unser Menschsein ist, dass sie unser ganzes Leben, Streben, Reifen, Weinen, Lachen und Glück, tiefste Verzweiflung und Sehnsucht nach Vereinigung prägt.

EIN ENGEL

Copyright: Wise Guys Verlag 2014
www.wiseguys.de

Ein Engel, der dir deinen Weg weist,
der dich leitet, wenn du ziellos durch das All kreist.
Ein Engel, der dich an die Hand nimmt,
und wenn du Angst hast, ein Liedchen für dich anstimmt.
Ein Engel, der dir immer nah ist,
der für dich da ist, wenn du in Gefahr bist.
Ein Engel als tröstendes Licht,
du sagst: „diesen Engel gibt es nicht".

Ein Engel, der dir richtig zuhört,
der das verjagt, was dich nachts in deiner Ruh' stört.
Ein Engel, der dich mal im Arm hält,
und der im Winter deine Heizung auf warm stellt.
Ein Engel, der dir einen Brief schreibt,
der mit dir wach bleibt, wenn die Angst dich umtreibt.
und der sich für dich den Kopf zerbricht,
du sagst: „diesen Engel gibt es nicht".

Doch dieser Engel ist da,
um dich zu schützen und zu halten.
Dieser Engel ist da,
jeden Tag in verschiedenen Gestalten.
Er lässt dich nie im Regen stehen,
er lässt dich nie allein.
Doch er ist leicht zu übersehen,
denn er kann überall sein.

Ein Engel, der dir wieder Mut macht,
und diesen Job immer wieder richtig gut macht.
Ein Engel, der dir einen ausgibt,
und dich bei Sonnenschein energisch aus dem Haus schiebt.
Ein Engel, der dir freundlich zuwinkt,
mit dir Kaffee trinkt, dich zu deinem Glück zwingt.
Und der manchmal mit dir Klartext spricht,
du sagst: „diesen Engel gibt es nicht".

Doch dieser Engel ist da...

Du hast ihn heute schon gesehen,
ich glaub, du kennst ihn längst.
Und wenn du nicht mehr so viel denkst,
dann wirst du's irgendwann verstehen.

Denn dieser Engel ist da...

Dieser Engel ist da...

Wise Guys und Martin Buber – sie sind sich einig, dass gelingendes Dasein nur aus der Ich-Du-Beziehung heraus möglich ist, die uns hilft, an den Sinn zu glauben, wo uns die Macht der Sinnlosigkeit bedrängt, trotz tiefster Finsternis an das Licht zu glauben, im abgrundtiefen Schrecken noch auf das Heil zu hoffen – und dort, wo uns vonseiten anderer nur noch Stumpfheit zu begegnen scheint, doch zu glauben, dass dahinter die große Liebe verborgen ist.

Dass dies nicht nur für die Beziehung des Kindes zu seinem Erzieher gilt, sondern in einem weiteren Sinn auch für die Beziehung, die wir als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Liebenau zu den zu betreuenden Menschen mit Behinderungen, den alten, kranken oder sonstwie benachteiligten Menschen haben, das kann unserer beruflichen Arbeit Sinn geben und uns lehren, richtig zu verstehen, was es heißt: In unserer Mitte – Der Mensch. Für diese Menschen, die nur eingeschränkt zur Selbststeuerung fähig sind, kann die Beziehung zu dem Du dessen, der sie begleitet, Grundlage ihres Vertrauens zur Welt werden.

Vor dem Wirken steht das Empfangen

Dass wir am Du zum Ich werden, wie Buber sagt, bedeutet, dass der Mensch zuerst ein Empfangender ist – einer, der nicht nur etwas, sondern vor allem sich selbst empfängt. Schon in unseren elementaren Lebensakten sind wir darauf angewiesen, zu empfangen, bevor wir geben und gar wirken können. „Kein Mensch kann von sich aus sprechen. Er muss zuvor hören und also, bevor er sendet, selbst empfangen. Kein Mensch kann von sich aus lieben. Er muss zuvor geliebt werden und also Liebe empfangen. Kein Mensch kann von sich aus vertrauen.

In unseren elementaren Lebensakten sind wir darauf angewiesen, zu empfangen.

Er muss zuvor Vertrauen finden, um dann und daraufhin auch unverkrampft aus sich herauszugehen, sich verlassen, um sich auf jemanden zu verlassen.“[17] In diesen Sätzen des Theologen Eberhard Jüngel (geb. 1934) erkennen wir nicht nur das oben beschriebene Motiv des Urvertrauens wieder, von dem Erik H. Erikson sagt, es sei der „Eckstein der gesunden Persönlichkeit“.[18] Jüngel will damit nicht nur unsere Angewiesenheit auf Mitmenschen beschreiben, sondern die Tatsache, dass wir Wesen sind, die sich verdanken.

Ich bin ich und darf es werden

Lassen Sie mich diesen Gedanken beenden mit einer Zusage an den Menschen: Er steht in Beziehung, er definiert sich aus Beziehung und muss doch als erstes einüben, „Ich" zu sagen. Gerade wir Christen sollten da Obacht geben, weil uns eingeschärft wurde, dass wir für andere zu leben haben. Die Selbsthingabe wird zur Selbstaufgabe. Dabei ist Gott im tiefsten Sinne des Wortes Mensch geworden, damit wir dies als Erstes lernen: Ich selbst darf ich werden und sein, bevor und während ich mich in Beziehung setze zu jemand anderen. Der Spiegel soll Ihnen nochmals dienen zu einer Selbstvergewisserung.

Ich selbst darf ich werden und sein, bevor und während ich mich in Beziehung setze zu jemand anderen.

Schauen Sie in den Spiegel und beantworten Sie sich die Frage: „Durfte ich ich werden – mit allem was dazugehört?" Mit meinen eigenen Begabungen, mit meinen eigenen Fähigkeiten, mit meinen eigenen Träumen, mit meinen eigenen Sehnsüchten, mit meinen eigenen Hoffnungen, mit meinen eigenen Visionen, mit meinem eigenen Scheitern, mit meiner eigenen Unzulänglichkeit? Durfte ich ich werden und darf ich es immer noch sein? Ich selbst – unverwechselbar – eigenständig. Ich selbst, mit meinen Brüchen, mit meinen Kanten. Ich selbst, mit meinen Zerbrochenheiten und mit meinem eigenen Glück?

Ich habe manchmal den Verdacht, dass wir in der Vergan-

genheit das Christsein so definiert haben, dass ich selbst im Grunde nicht mehr darin vorgekommen bin. Hingabe und Selbstaufgabe wurden zur Entmenschlichung meiner eigenen Person. In einem vollkommenen Missverständnis einer christlichen Mystik, die da besagte: „Wir sollten leer werden für Christus.“, wurde über Generationen ein Christentum gepflegt, das auf die Ich-Stärke der Person verzichtet hat, nicht nur auf die eigenen Ecken und Kanten, sondern auch auf das eigene persönliche Profil. Christsein ohne Persönlichkeit. Dabei ließe sich aus der christlichen Geschichte und Literatur – nur an einem Beispiel benannt – eindrucksvoll herleiten, dass es darum gerade nicht geht.

Schauen Sie sich eine Figur wie Franz von Assisi an, der auf dem Marktplatz stehend im Angesicht seines Vaters sich sämtliche Kleider vom Leibe riss und damit mit sämtlichen Traditionen seiner Familie brach. Der sie vor die Füße seines Vaters legte und völlig nackt und entblößt als erstes „Ich“ sagte. Ich, Franz, lebe jetzt ein anderes Leben. Ich, Franz, breche mit einer Tradition, die mir meine eigene Nachfolge in meiner Persönlichkeit in dieser Form gar nicht gestattet. Der wahre Christ sagt in einem besten Sinne, nicht egoistisch, sondern im Sinne seiner Menschwerdung als Erstes „Ich“, damit er überhaupt in der Lage ist, auf einen anderen Menschen als Person und Persönlichkeit zuzugehen.

Ich in der Zeit

Und ein Nächstes geht damit einher. Mein Ich-Sein, mein Person-Sein und meine Beziehung zu anderen findet immer statt an einem bestimmten Punkt der Geschichte – also zeitbezogen an einem bestimmten Ort, also immer kultur- und gesellschaftsbezogen, weil sich mein Person-Sein und meine Beziehungen nie allein im engen Bereich der Privatheit befinden. Sie haben immer auch eine gesellschaftliche Dimension. Das Menschsein hat sich immer auch mit dem, was wir den Zeitgeist nennen, auseinanderzusetzen. Auch hierfür ein Beispiel.

Wenn es über Jahrhunderte für uns Christen klar war, dass der Suizid, der Selbstmord eines Menschen absolut geächtet war, bis dahin, dass ein Mensch, der sich selbst das Leben genommen hat, nicht mehr kirchlich bestattet wurde, weil man den Selbstmord als unmenschlich definiert hat, so leben wir heute in einer Zeit, die das Selbstbestimmungsrecht des Menschen, seine Autonomie bis hin zu der Fragestellung, ob er seinem Leben selbst ein Ende setzen darf oder muss, mit einer ganz anderen ethischen Brille betrachtet als Jahrhunderte vor uns.

So wird es die bleibende Aufgabe sein, inmitten einer Gesellschaft immer wieder neu herauszubekommen, was dem Menschen eigentlich entspricht. Und gerade uns als

Das Menschsein hat sich immer auch mit dem, was wir den Zeitgeist nennen, auseinanderzusetzen.

Kirche müsste es gut anstehen, dabei auch den Irrtümern der Beurteilung von Wirklichkeit und Welt, die wir in der Beurteilung des Menschen in der Vergangenheit und Gegenwart veranlasst haben, mit großer Demut zu begegnen.

Wir haben als Kirche das Scheitern des Menschen vor sich selbst oder vor Gott stets in den Bereich der Sünde verlegt.

Dieser Tage wird diskutiert, ob man nach wie vor Menschen, die in ihrer Ehe gescheitert sind, das Sakrament der Kommunion verweigern soll. Und nur langsam – wie ich meine, viel zu langsam – bricht sich Bahn, dass der scheiternde Mensch eben nicht moralisch zu beurteilen oder gar zu verurteilen ist. Am Ende werden wir immer wieder zurückgeführt zu einem wesentlichen und elementaren Punkt, dass wir Menschen nicht nach unserer Leistung und nicht nach unserem Gut-Sein oder Schlecht-Sein zu beurteilen sind. Weder nach unserem Vermögen noch nach unserem Unvermögen, sondern dass er – der Mensch – grundsätzlich immer ein sich verdanktes Wesen in Gelingen und Scheitern ist und bleibt – und sich auch so verstehen darf.

Eberhard Jüngel hat es einmal in die Worte gefasst: „Der Mensch ist die von Gott definitiv anerkannte und insofern

durch nichts und niemanden, auch nicht durch sich selbst diskreditierbare Person."[19] Durch diese unsere unwiderrufliche Anerkennung dürfen wir, für uns selbst und für andere, im Angesicht Gottes uns stets schlicht als menschlich bezeichnen.

Stiftung Liebenau

In unserer Mitte – Das Logo der Stiftung Liebenau

Und nun wollen wir das wilde Chaos des Menschen inmitten seines Chaos-Menschseins, inmitten seiner Entscheidungen, inmitten seiner Erfahrungen, inmitten seiner Ich-Du-Beziehung zu sich, zu seiner Umwelt und auch zu dem ominösen Was, das ich das Nichts oder Gott nenne, buchstäblich in die Mitte stellen.

Ich möchte Sie einladen: Stellen Sie sich in Gedanken einmal in die Mitte. Sie ganz allein. Weil Sie ein Anrecht dazu haben oder das Bedürfnis oder das Gefühl, es zu brauchen oder es gewähren zu müssen. Sie werden merken, dass Ihnen das nicht gelingt. Wenn Sie allein sind, gibt es keine Mitte, in die Sie sich stellen können. Das gelingt nur, wenn andere dabei sind. Und wenn andere dabei sind, bedarf es der Entscheidung, wer gerade in die Mitte darf.

Halten wir also fest: Die Mitte ist kein Ort. Die Mitte ist immer ein Augenblick. Dieser Augenblick findet statt inmitten eines Weltenchaos. Meinungen, Standpunkte, Gesetze, Ordnungen, Richtlinien, Interpretationen, Entscheidungen. Und eine der Grundentscheidungen, die wir als Christen getroffen haben, ist eine doppelte. Dieser Augenblick, den wir Mitte nennen, ist immer die Beziehung von einem Menschen zu einem anderen Menschen. Lassen

Dieser Augenblick, den wir Mitte nennen, ist immer die Beziehung von einem Menschen zu einem anderen Menschen.

wir an dieser Stelle einmal beiseite, dass sie immer auch einem Spiegelbild des Menschen zu seinem Ursprung entspricht, den wir Gott nennen.

Bleiben wir bei der menschlichen Perspektive. Wir haben den Menschen beschrieben als einen im Grunde zerbrochenen und zerbrechlichen Menschen. In unserer Gegenüberstellung ist das nie ein Mensch allein, sondern immer beide Menschen gleichermaßen. Wenn wir den Menschen in unserer Mitte denn verstehen würden als einen Gesunden, der sich um einen Kranken kümmert, einen Erfahrenen, Fachkundigen, der sich um einen Bedürftigen kümmert, platt gesprochen, einen Mitarbeiter, einen Bewohner – sei es in der Behindertenhilfe oder in der Altenhilfe – , wäre diese Beschreibung grundsätzlich falsch, weil wir daraus ein künstliches Oben und Unten formulieren würden.

Nie ein Mensch allein, sondern immer beide Menschen gleichermaßen.

Und wir wären klassisch in der Interpretation bei der Beschreibung der Barmherzigkeit, wo der eine gibt und der andere nimmt. Dies kommt schon in unserem Logo deutlich zum Ausdruck, wenn wir es im rechten Kontext betrachten. Wir tasten uns langsam auf unser Leitthema „In unserer Mitte – Der Mensch“ vor, das sich biblisch auf das Bild des Künstlers Roland Peter Litzenburger stützt. Seine Interpretation des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter in grafischer Verdichtung zeichenhaft darstellt. Mit

diesem Logo, das bis heute das Markenzeichen der Stiftung Liebenau und aller ihrer Gesellschaften ist, werden sich zwei Menschen – der Helfer und der Hilfsbedürftige, wenn Sie so wollen – einander zuwenden und begegnen.

Im Bewusstsein der eigenen Verletzbarkeit sollte sich kein Mensch von oben einem anderen Menschen herablassend zuwenden.

Allerdings beugt sich der Helfer niemals herab zu den Bedürftigen, sondern die beiden begegnen sich auf Augenhöhe. Der Künstler bringt damit zum Ausdruck, dass die richtige Haltung immer eine partnerschaftliche Zuwendung ist und bedeutet. Wenn Sie so wollen, nicht die barmherzige Herablassung von oben, sondern die vornehmste Haltung des Stützens, des Sich-Begegnens, auch des Helfens auf Augenhöhe. Im Bewusstsein der eigenen Verletzbarkeit sollte sich kein Mensch von oben einem anderen Menschen herablassend zuwenden. Und wenn Sie diese Art unverfänglich, unchristlich formulieren wollen, aber menschlich getreu, dann landen Sie bei Lucius Annaeus Seneca, römischer Philosoph (4 v. Chr. – 65 n. Chr.). Wenn er schreibt: „Der Mensch ist zur gegenseitigen Hilfe geschaffen“[20], sind Sie recht verstanden beim christlichen Liebesgebot, das in dem jetzt Gehörten eindrucksvoll anders erscheinen muss, als wir es bislang verstanden haben. Denn der Satz: „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst!“, ist eben nicht die gönnerhafte Herablassung und barm-

herzige Zuwendung des einen zum anderen, sondern ist geradezu Ausdruck des partnerschaftlichen Verhältnisses auf Augenhöhe. Denn die Liebe zum anderen, also die Zuwendung oder die Einlassung auf einen Menschen, setzt die eigene Einlassung auf sich selbst voraus. Liebe zu schenken geht nach dieser Definition ausschließlich, indem ich Liebe empfange.

Wir können es durchbuchstabieren. Sorge für einen Menschen setzt die Sorge für sich selber voraus. Vertrauen in einen Menschen zu investieren, setzt voraus, dass ich innerlich vertraut bin auch mit mir. Und so macht die Unterscheidung von Menschen in verschiedenen Rollen im Grunde keinen Sinn. Im Grunde wechseln die Rollen immer. Manchmal heißt sie Fürsorge. Und manchmal ist es eine Zumutung, mich um einen Menschen zu kümmern. Doch manchmal geschieht es, dass die Rollen auswechselbar werden. Und ein anderer kümmert sich um mich.

Der Mensch ist zur gegenseitigen Hilfe geschaffen.

Lucius Annaeus Seneca
(4 v. Chr. – 65 n. Chr.)
römischer Philosoph

SOCIETE
GENERALE

RETRAIT
umbro

Leitwort-Grundsätze der Stiftung Liebenau

Grundlage des Anfang der 1990er-Jahre neu entwickelten Leitworts der Stiftung Liebenau, „In unserer Mitte – Der Mensch“, ist die christliche Liebestätigkeit. So drückt sich schon Adolf Aich im Jahre 1860 aus und schafft damit die Grundlage für seine Pfleg- und Bewahranstalt. 1993 hat die Stiftung diesen Grundgedanken neu aufgegriffen.[21] Das christliche Menschenbild, so heißt es in den Leitwort-Grundsätzen von 1993, ist die Grundlage unserer Arbeit. In jedem Menschen, besonders aber im hilfsbedürftigen, begegnet uns Gott, der Gott des Lebens.

Das christliche Menschenbild – so heißt es – ist die Grundlage unserer Arbeit.

An dieser Stelle müssen wir unterbrechen, weil es so klingt, als käme zum menschlichen Verständnis seiner selbst im Glauben etwas hinzu. Etwa ein Gott. Und daraus abgeleitet etwa ein neues Verständnis zueinander. Auch entstand etwas daraus in der Vorstellung von uns Christen, als wäre es etwas Besonderes. Wenn Sie so wollen, ein christlicher Elitegedanke. So als würde uns diese christliche Ausrichtung unterscheiden vor anderen. Tatsächlich liegt dahinter im Grunde ein Missverständnis. So wird die Überakzentuierung des Engagements für den anderen, die meine eigene Person gleichsam außer Acht lässt, eigentlich zu einer Missdeutung des Menschen an sich und schon gar des christlichen.

Daraus entstanden sind Sätze wie: „Du bist nichts, der andere ist alles." Und es wurde verleugnet in diesem christlichen Verständnis oder Missverständnis, dass eine Wahrheit zwischen Menschen und dieser Welt eben nicht Partnerschaft wäre, in der je beide zählen, sondern Selbstaufgabe zugunsten des anderen. Tatsächlich haben die Autoren unserer Leitwort-Grundsätze bei dem Satz „In unserer Mitte - Der Mensch" ganz anderes im Sinn. Sie sind sich dessen bewusst, dass die Definition unserer Aufgabe wesenhaft mit der Definition unseres Menschseins verbunden ist. Und so liegen Entscheidungen zugrunde und die Grundentscheidung heißt: Ordnen im Chaos.

Vier Grundsätze

In dem Grundlagenpapier aus dem Jahr 1993 werden vier Grundsätze genannt, die die Einstellungen, Haltungen und Handlungsweisen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung bestimmen sollen.

Der erste Grundsatz heißt „Christliche Aspekte".

Es erinnert daran, dass das christliche Bild vom Menschen für uns maßgeblich ist. „Der Mensch ist Geschenk und Ebenbild Gottes, einzigartig, unverfügbar und liebenswert."[22] Selbst- und Nächstenliebe werden hier nebeneinander gestellt, ohne dass eines von beiden Vorrang hätte.

Der zweite Grundsatz lautet „Wirtschaftliche Aspekte".

„Die Stiftung Liebenau als eigenständiger, freier Träger von sozialen Einrichtungen (...) bildet unsere wirtschaftliche Grundlage. (...) Wir streben eine innovative und bedarfsgerechte Weiterentwicklung unserer Dienste und Einrichtungen an. (...) Durch wirtschaftlichen und sparsamen Einsatz der Geld- und Sachmittel sichern wir die Liquidität (...)."[23] Hier tritt das sachgerechte wirtschaftliche Handeln unmittelbar neben das christliche Menschenbild.

Die Verfasser gehen offensichtlich davon aus, dass sich christlicher Glaube und wirtschaftliche Vernunft nicht grundsätzlich widersprechen, auch wenn sie in ein Spannungsverhältnis geraten können.

Der dritte Grundsatz benennt „Gesellschaftliche Aspekte".

„Wir wollen dem Gemeinwohl dienen", heißt es dort, „indem wir Familien und Gemeinden in der Sorge für ihre hilfebedürftigen Mitglieder unterstützen. (...) Unsere Arbeit ist wesentlich gemeinwesen- und gesellschaftsorientiert."[24]

Schließlich erinnert der vierte Grundsatz an „Individuelle Aspekte".

„Unsere Dienste orientieren sich ganzheitlich am leiblichen und seelischen Wohl der Menschen und ihren individuellen Bedürfnissen. (...) Für diese Arbeit benötigen wir fachlich und persönlich qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter."[25]

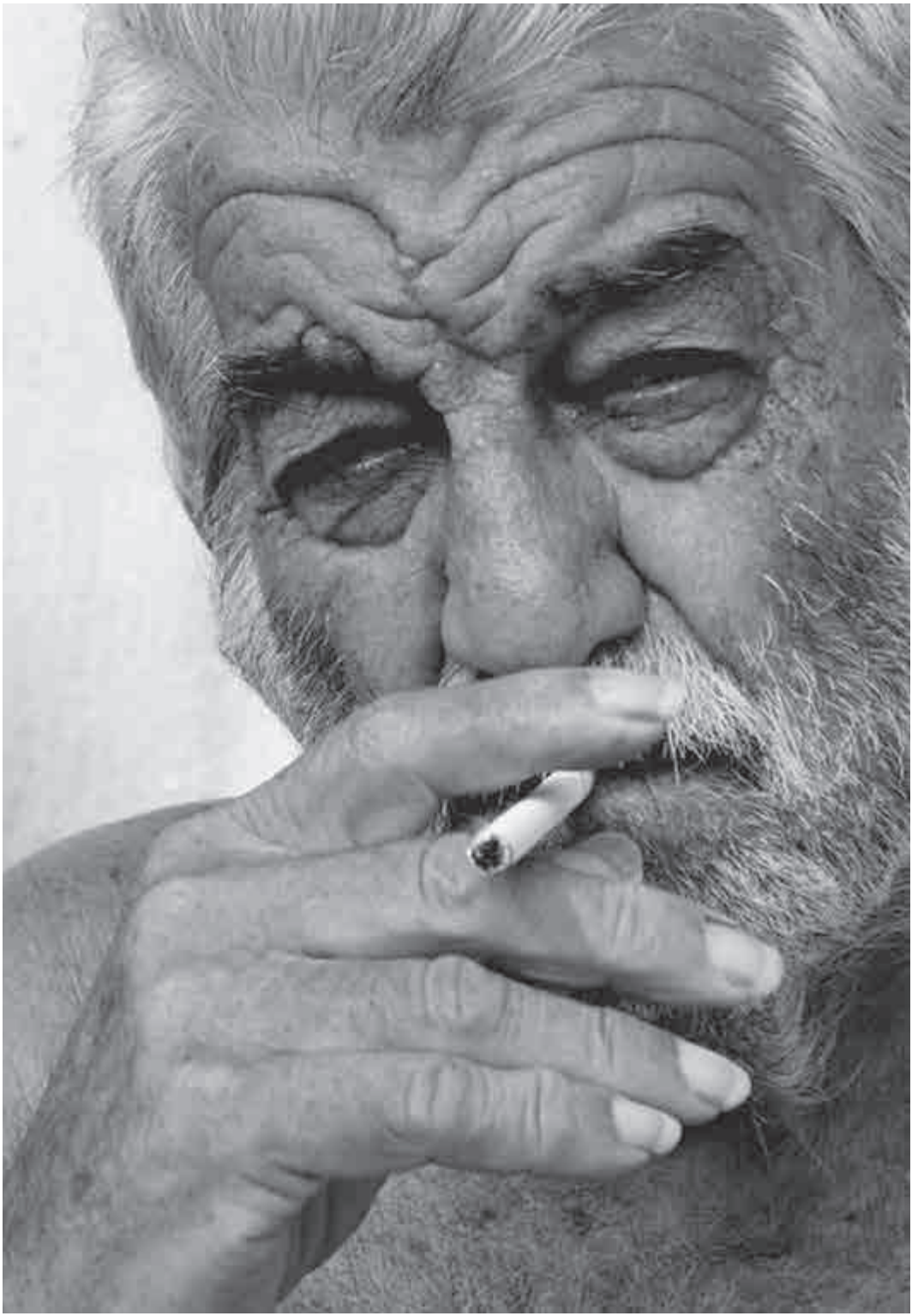
AQUA

Missverständnisse

Ein grundlegendes Missverständnis bestand in der Folge darin, dass man das Leitwort in einer caritativen Verengung verstand: Alles, was wir tun, ist nur Handeln aus Nächstenliebe. In jeder Zielsetzung geht es uns nur und ausschließlich um den notleidenden Nächsten. Eine solche Verengung lässt aber weder Platz für die Bedürfnisse der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter noch für die wirtschaftlichen Belange des Unternehmens, auch nicht für das Wohl all derer, die politisch mit der Stiftung zu tun haben. Damit wurde das Leitwort unglaubwürdig.

Besonders den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die ja am nächsten dran sind, aber auch der Öffentlichkeit wurde schnell klar, dass auch die Stiftung Liebenau sich in ihrem Geschäftsgebaren an der wirtschaftlichen Vernunft orientiert – ob es um Lohnfestlegungen oder um Grundstücksgeschäfte geht. Der von manchen aufgestellte Anspruch, die Stiftung müsse sich in allem so verhalten wie der Samariter im Gleichnis, sprich: völlig selbstlos einem Menschen in Not zu helfen, wurde schnell durch das praktische Handeln der Vorstände und leitenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter widerlegt.

Denn die Stiftung hat ja durchaus eigene Interessen und Notwendigkeiten, zum Beispiel wirtschaftliche, unter-



nehmerische, finanzielle Interessen, und setzt diese auch energisch durch, notfalls auch mit rechtlichen Mitteln. Damit geriet das Leitwort in ein schlechtes Licht. Man hielt und hält es für unglaubwürdig, für ein Mäntelchen der christlichen Scheinheiligkeit, das nur einem guten öffentlichen Image dienen soll, aber nicht durch das praktische Verhalten gedeckt ist.

Ist das Leitwort unglaubwürdig? In unserer Mitte – Der Mensch? Ich denke, nein.

Die Wiederentdeckung des dialogischen Lebens heilt den einsamen, stummen und kranken Menschen. Aber er tut es immer in menschlicher Gestalt, er begleitet in sanfter Anlehnung und höchster Anstrengung, er handelt in hoher Fachlichkeit und zärtlicher Menschlichkeit und er heilt inmitten von Zuwendung und Überforderung. Und er tut es immer inmitten der Welt. Und also auch nach den Spielregeln der Welt, und dies gilt insbesondere auch für unsere Stiftung, die ebenfalls agiert und handelt inmitten von Regelsystemen dieser Welt, die da heißen „Marktpolitik, Gesellschaft, Logiken der Finanzierung, Sozialrecht, Eingliederungshilfe“.

Dies zu leugnen hieße, die Ebene der Beziehungen in Sozialromantik zu entlassen. Welt und Beziehung dürfen keine Gegensätze bilden.

Der Mensch: Er begleitet in sanfter Anlehnung und höchster Anstrengung, er handelt in hoher Fachlichkeit und zärtlicher Menschlichkeit.

Der entschiedene Mensch

Grundlegend bei unserer Betrachtung ist, dass sich der Mensch – auch derjenige, der sich zum christlichen Menschenbild bekennt – zunächst einmal nicht grundlegend unterscheidet vom Menschen an sich. In seiner ganzen Gebrochenheit, in seinen ganzen Ängsten, Zweifeln, Hoffnungen und Sehnsüchten. Nur, dass er sich entschieden hat, dass er sich auf eine ganz bestimmte Art und Weise entschieden hat, die Welt zu sehen, sich selbst in der Welt zu sehen und sich selbst in Beziehung zu sehen zur Welt, zu seinem Gegenüber und zu Gott. Dies macht ihn nicht zu einem anderen Menschen.

Aber dies macht ihn zu einem entschiedenen Menschen – einem Menschen, der sich entschieden hat. Und diese Entscheidung wiederum beinhaltet eine Selbstverpflichtung. Es ist die Verpflichtung, einem bestimmten Bild vom Menschen treu zu sein und zu bleiben. Ich will das verdeutlichen an den eingangs beschriebenen Zitaten über das Menschsein. Wenn Anaxagoras den Menschen beschrieben hat, als „das klügste aller Wesen, weil er Hände hat", so bedeutet die Entschiedenheit für das christliche Menschenbild, dass er die Hände nur auf eine ganz bestimmte Art und Weise auch gebrauchen will. Es ist der Verzicht auf die Faust.

Es ist die Entschiedenheit zu dem Hand in Hand gehenden Menschen. Wir können wieder anknüpfen an Schopenhauer, der den Menschen als „achtenswert" beschrieben hat – auch in seinem Elend; auch in seiner Lächerlichkeit. Und wir dürfen unterstreichen mit Anton Tschechow, dass „der Mensch eben das lebt und ist, woran er glaubt". In meiner Sprache: für was er sich entschieden hat. Und selbstverständlich gilt, mit Spengler gesprochen: „Der Mensch ist eine Episode (…)"; dies ist er schon rein geschichtlich gesehen, weil uns nur eine ganz bestimmte Lebensspanne zur Verfügung steht. Und insofern hat er recht, wenn er die Menschheit beschreibt, als einen „Augenblick des Weltschicksals".

Aber diesen Augenblick zu gestalten – partnerschaftlich, in Liebe zu sich selbst und zu seinem Nächsten – ist die menschliche Entscheidung, die Episode zu gestalten. Wir bleiben mit Graham Greene „ein Mensch in Katastrophen". Aber inmitten der Katastrophe entdecken wir das Du, den anderen, in seiner Bedürftigkeit oder uns selbst in unserer eigenen Bedürftigkeit. Und es wird sie immer geben mit Mark Twain, „die dunkle Seite des Menschen." Aber in seiner Entschiedenheit, in seiner christlichen Entschiedenheit will der entschiedene Mensch ans Licht bringen die Wunden dieser Welt. Zu heilen, was verwundet ist.

In seiner Entschiedenheit will der Mensch die Wunden dieser Welt ans Licht bringen. Zu heilen, was verwundet ist.

Und mit Hermann Hesse bedeutet es die Liebenswürdigkeit des Menschen, ihn darin auch zu Wort kommen zu lassen. Und also wird das christliche Menschenbild Christian Morgenstern unbedingt widersprechen wollen, weil er den Menschen ja beschrieben hat als eine Tragödie Gottes. Es wird ihn in seiner Entschiedenheit umkehren und sagen, dass die Tragödie der Wandlung bedarf. Dass sie zum Happy End verpflichtet ist. Und sei es die Übergabe des Lebens am Ende des Tages in die Hand der Ewigkeit, die wir Gott nennen.

Was bleibt?
Im Chaos die Balance halten!

Jeder Mensch lebt in seiner Gebrochenheit. Auch die Stiftung lebt in ihrer Gebrochenheit. Jeder Mensch muss vertrauen lernen und Verletztheiten heilen. Auch die Stiftung muss vertrauen lernen und Verletztheiten heilen. Jeder Mensch muss sich selbst entscheiden, welchen Platz und welche Sichtweise er von sich selbst und vom anderen einnehmen möchte. Auch die Stiftung muss sich entscheiden, welchen Platz und welche Sichtweise sie von sich selbst und von anderen einnehmen will. Dies alles geschieht auf der Grundlage eigener Begrenztheit, Fehlerhaftigkeit und jeweils dem Augenblick – auch der Erneuerung – verpflichtet. Die Grundentscheidung des Christlichen ist eine Grundentscheidung zur Selbstfindung nur im Gegenüber des anderen. Dies geschieht partnerschaftlich und auf Augenhöhe. Und es dürfen weder Zerrbilder noch Überhöhungen dazu führen, Ideale preiszugeben oder zu pervertieren.

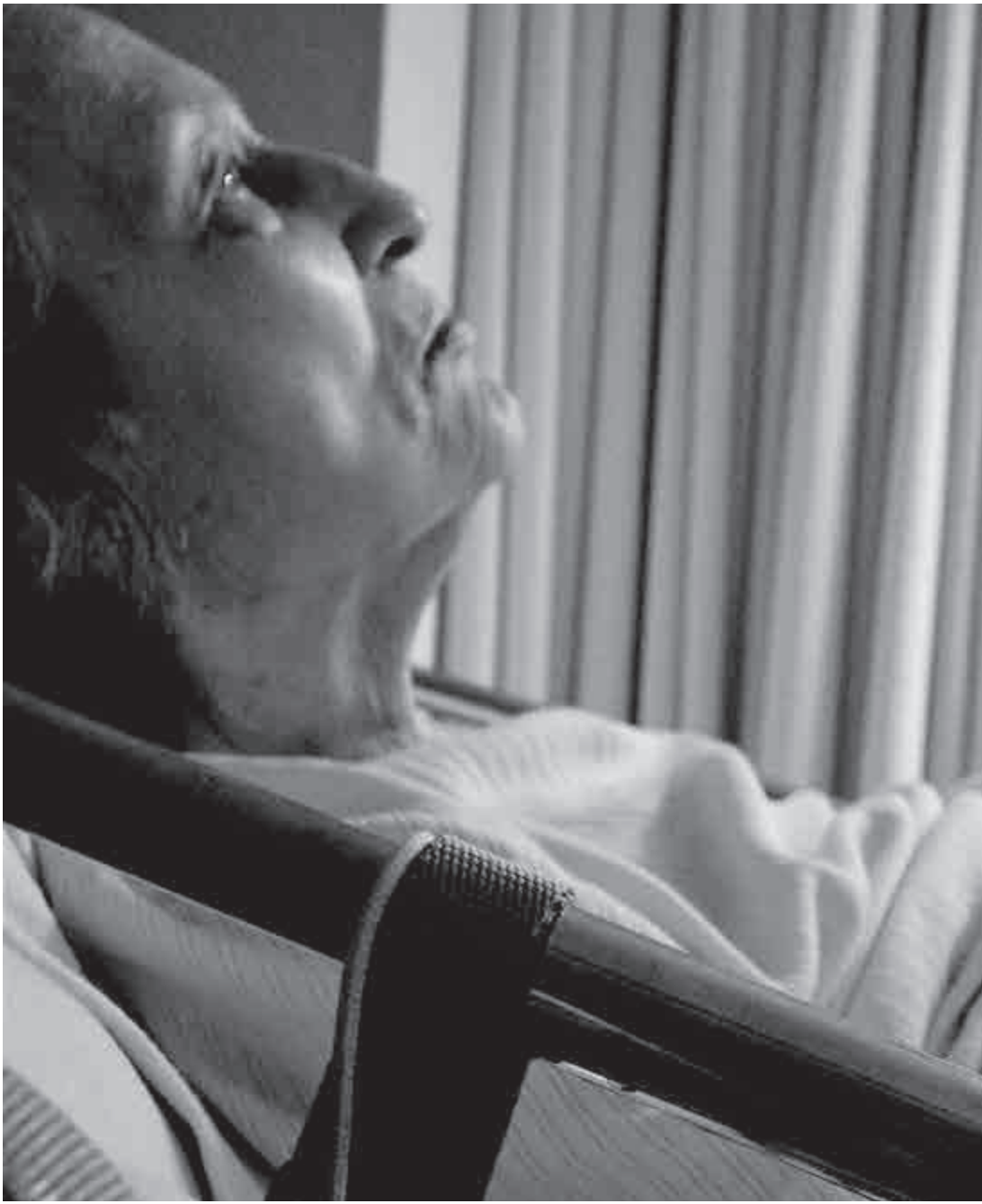
Am Ende darf das individuelle und institutionelle Scheitern eines Menschen an seinen eigenen Ansprüchen nicht zur Negierung seiner Ideale führen. So bleibt das Leitwort „In unserer Mitte – Der Mensch" unverzichtbar – auch dort, wo es für Augenblicke oder Zeiten nicht eingehalten werden kann.

Auch bleibt das Ideal der Zuwendung des Menschen zum Menschen immer den Gesetzmäßigkeiten einer gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen, auch materiellen Welt unterworfen. Das Christliche gibt es nie außerhalb der Welt und wird ihr nicht einfach hinzugestellt, sondern ist ihr immer immanent.

Konkret lässt sich ein Gegeneinander, gar ein ausschließlich formuliertes Gegeneinander, wie etwa in dem Zerrbild „In unserer Mitte – Das Geld" statt „In unserer Mitte – Der Mensch", nie ausschließend gegenüberstellen. Weil die Welt, wie sie wirklich ist, sich immer durchdringt und miteinander in Beziehung gesetzt werden muss. Das Zerrbild, das sich wiederfindet in dem Spruch „In unserer Mitte – Der Mensch, aber Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind ja keine Menschen", muss uns anspornen, die Lebensbedingungen unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu überprüfen, damit auch sie in je ihrem Augenblick Empfangende sind, bevor sie wieder zu Gebenden werden können.

Am Ende aber sind Begriffe wie „Wirtschaftlichkeit", „Fachlichkeit", „Finanzstärke" und „Menschlichkeit" oder „Kirchlichkeit" weder in einem Unternehmen wie dem unseren noch im scheinbaren Chaos, das sie anrichten, untereinander austauschbar. Ich möchte dies verdeutlichen an einem Schema, das Willibald Hafner-Laux, Leiter der Abteilung

„fortbilden & entwickeln“ der Stiftung Liebenau, für mich einmal angefertigt hat. Er hat folgende Ambivalenzen vereint: Wenn er von Menschlichkeit und Kirchlichkeit spricht, hat er den Satz geprägt „In der Gebrochenheit Ganz-Sein, im Fragmentarischen Heil-Sein, in Begrenztheit Angenommen-Sein“. Wenn er über Wirtschaftlichkeit und Finanzstärke spricht, prägt er den Satz „nachhaltig wirtschaften und eigennützig gemeinnützig sein“ und über die Fachlichkeit referiert er „achtsam professionell handeln und mit Respekt akzeptierend zugewandt sein“. Diese Sätze sind auch nicht immer in einer Waage zu halten. Aber sie sind im Grunde „immer gleich wahr“, wie eben das Chaos auch und die Ordnung. Doch wenn sie sich verselbstständigen,



dann macht die Finanzstärke gierig, die Fachlichkeit blind, und die reine Menschlichkeit führt zu einer Barmherzigkeit, die gleichfalls unmenschlich ist. Zu einer Zeit, da wir die Jahresberichte in Bilanzen vortrugen, glaubte man uns unsere Menschlichkeit nicht. In einer Zeit, in der wir rein fachlich die Spitzenplätze belegen wollten, hielt es keiner für finanzierbar.

Und ich werde nicht versuchen zu gewichten. Ich werde am Ende nicht eine Moral bemühen, die allzu billig ist. Ich möchte eine Fachlichkeit, die auf der Höhe der Zeit ist. Ich möchte eine Finanzstärke, die das alles ermöglicht, aber sich nicht in den Vordergrund spielt. Und ich möchte eine Menschlichkeit, die auch die Gebrechlichkeit derer einschließt, die wir unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nennen und Kolleginnen und Kollegen, die ebenfalls bedürftig sind wie jene, die uns anvertraut sind.

Und ich möchte, dass diese drei Seiten einer Medaille immer nur für den Augenblick ihre Wichtigkeit beanspruchen und ihren Platz einfordern, in dem sie für die Ermöglichung des jeweils anderen Raum brauchen. Der Mensch ist ein komplexes Gebilde – unsere Stiftung auch. Und der Mensch kennt seine animalischen Seiten, die betrügerischen, jene, die Vertrauen verspielen. Wenn jede Seite der Medaille unbedingt und alleine im Mittelpunkt stehen will, steht sie

allein. Nur im Wechselspiel von Fürsorge und Versorgung, von Kompetenz und Barmherzigkeit, von verantwortlichem Umgang mit Gewinnen und der freigiebigen Ausschüttung, wo es nottut, entsteht eine Münze, die wir spielen können und die da heißt:

Bei uns steht immer und überall im Mittelpunkt der Mensch – hoffentlich in all seinen Schattierungen, Hoffnungen, Sehnsüchten, Notwendigkeiten und Gebrochenheiten ernst genommen und im besten Sinne des Wortes menschlich.

Der Mensch lebt im Chaos seiner eigenen Existenz, niemals im Gleichgewicht, weder im Geschichtsgebäude von Philosophien und Religionen, noch in sich selbst, noch in seinen Beziehungen – und so eben die Stiftung auch. Und so gilt es für uns als Stiftung wie als Mensch, stets auszubalancieren: unsere Menschlichkeit, unsere Werte und unsere Ideale und eben auch unser Leitwort „In unserer Mitte – Der Mensch". Für mich ist es unverzichtbar, dass wir uns am Menschenbild des Evangeliums orientieren, unverzichtbar, dass wir uns um Fachlichkeit bemühen, unverzichtbar, wirtschaftlich höchst solide zu sein. Wenn wir eines dieser Ziele streichen würden, könnten wir die je anderen nicht mehr verwirklichen. Jeder Augenblick verlangt seinen eigenen Blickwinkel und seine je eigenen Entscheidungen, damit stets Gültigkeit behält „In unserer Mitte – Der Mensch".

JA

Writer(s): Johannes Stolle, Thomas Stolle, Stefanie Kloss, Andreas Jan Nowak,
Copyright: Silbermond Musikverlag Gmbh

Ich bin verlor'n in deiner Mitte,
machst mich zum Kämpfer ohne Visier.
Alles gedreht, Sinne wie benebelt,
ich bin so heillos betrunken von dir.

Du wärmst mich auf mit deinem Wesen,
und lässt nicht einen Zentimeter unverschont.
Du flutest alle meine Decks mit Hoffnung,
auf ein echtes Leben vor dem Tod.

Und ja ich atme dich,
ja ich brenn' für dich.
Und ja ich leb' für dich... jeden Tag.
Und ja du spiegelst mich,
und ja ich schwör' auf dich
und jede meiner Fasern – sagt Ja.

Es ist noch immer so schwer zu glauben,
wie du die meisten meiner Fehler übersiehst.
Du erdest jeden meiner Gedanken,
verleihst Flügel, wenn Zweifel überwiegt.

Und ja ich atme dich,
ja ich brenn' für dich.
Und ja ich leb' für dich... jeden Tag.
Und ja du spiegelst mich,
und ja ich schwör' auf dich
und jede meiner Fasern – sagt Ja.

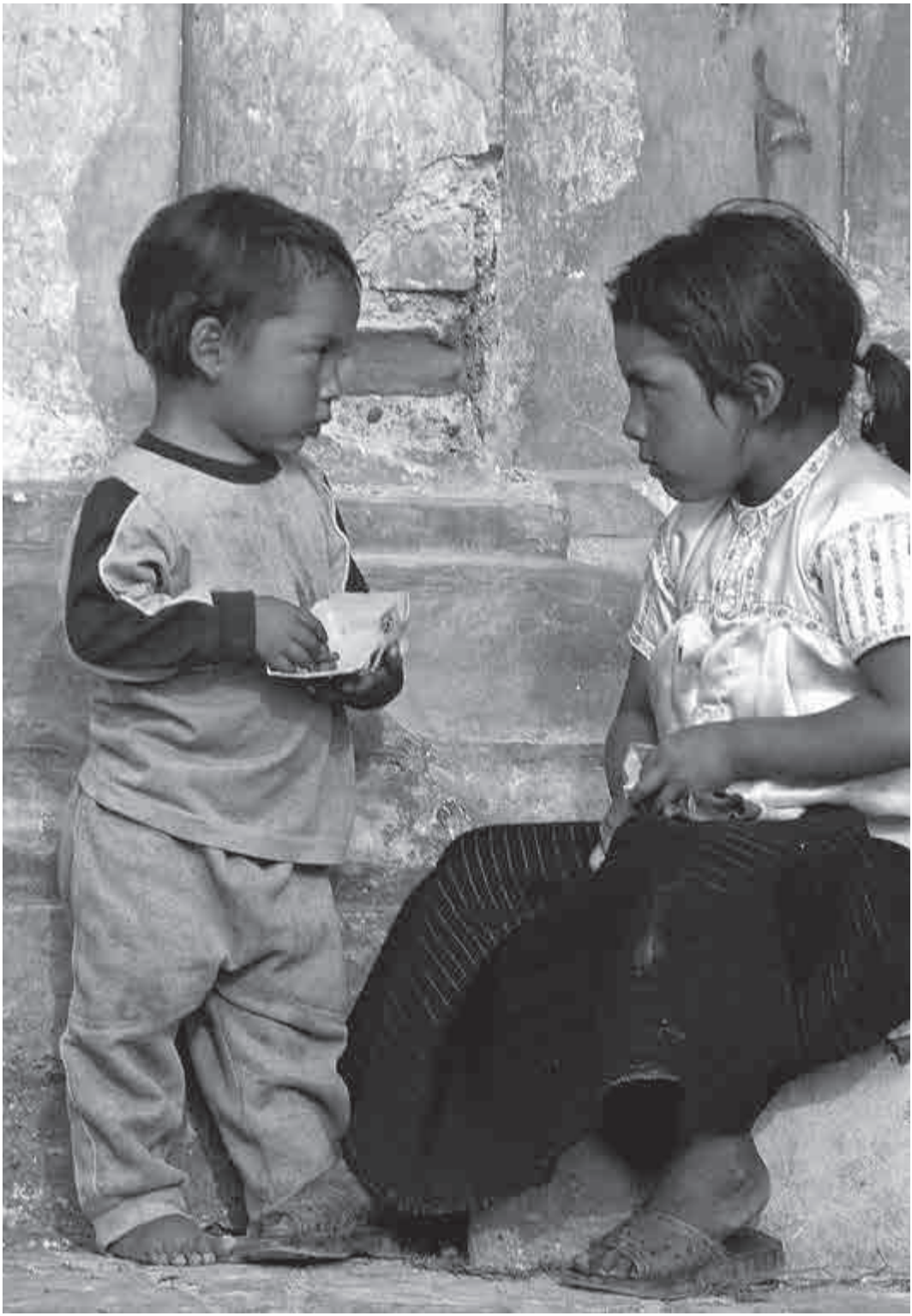
Ja zu jedem Tag mit dir,
ja zu jedem deiner Fehler.
Asche und Gold, ich trag' alles mit dir.
Denn ich bin und bleib verlor'n in deiner Mitte,
in deiner Mitte, bis der Vorhang fällt.

Und ja ich atme dich,
ja ich brenn' für dich.
Und ja ich leb' für dich... jeden Tag.
Und ja du spiegelst mich,
und ja ich schwör' auf dich
und jede meiner Fasern – sagt Ja.

Michael H. F. Brock

„Weil wir Menschen sind“

Gedanken zu
Markus 7,31-37



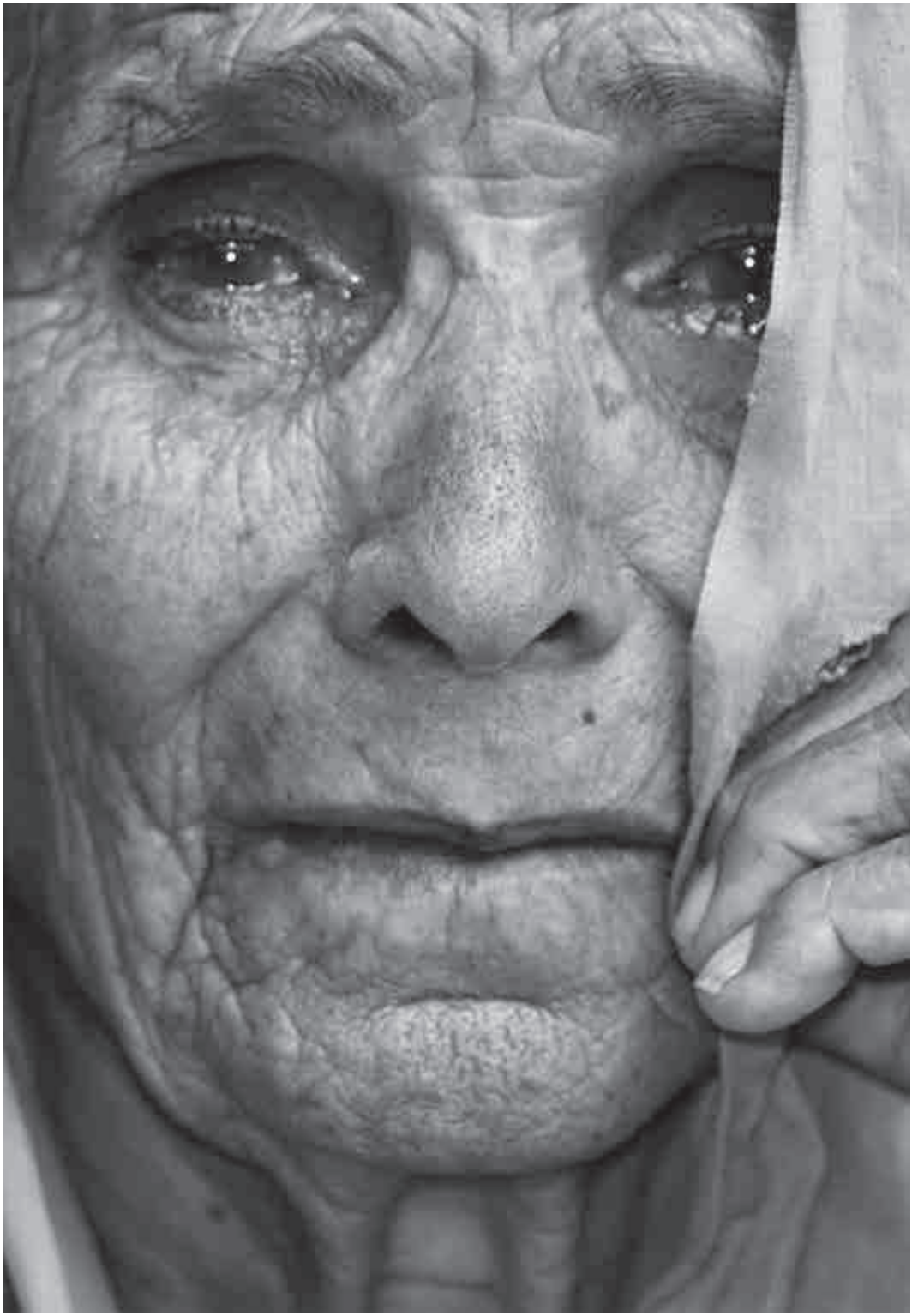
In jener Zeit [31]verließ Jesus das Gebiet von Tyrus wieder und kam über Sidon an den See von Galiläa, mitten in das Gebiet der Dekapolis. [32]Da brachte man einen Taubstummen zu Jesus und bat ihn, er möge ihn berühren. [33]Er nahm ihn beiseite, von der Menge weg, legte ihm die Finger in die Ohren und berührte dann die Zunge des Mannes mit Speichel; [34]danach blickte er zum Himmel auf, seufzte und sagte zu dem Taubstummen: Effata!, das heißt: Öffne dich!

[35]Sogleich öffneten sich seine Ohren, seine Zunge wurde von ihrer Fessel befreit, und er konnte richtig reden. [36]Jesus verbot ihnen, jemand davon zu erzählen. Doch je mehr er es ihnen verbot, desto mehr machten sie es bekannt. [37]Außer sich vor Staunen sagten sie: Er hat alles gut gemacht; er macht, dass die Tauben hören und die Stummen sprechen.

Mk 7,31-37

Taub, stumm, blind und lahm. So werden Menschen beschrieben in der Nähe Jesu, die ihr eigenes Lebens nicht mehr so leben können, dass es lebenswert erscheint. Das geschieht immer dann, wenn wesentliche Sinne ausfallen. Wenn das Ohr die Nähe eines Menschen nicht mehr vernehmen kann, seine Stimme. Und in der Stimme das Gespür dafür, ob er es gut mit ihm meint. Ob Worte hart sind oder zart. Ob Botschaften die Seele malträtieren oder das Herz erwärmen. Es gibt Menschen unter uns, die vermögen Botschaften eines anderen Menschen nicht mehr zu vernehmen. Oder schließen Sie für einen Augenblick die Augen und spüren Sie der Dunkelheit nach und der Unsicherheit bei jedem Schritt. Der Verlust von Schönheit ist die Folge. Anmut, erstarrt in der Dunkelheit. In einer Welt ohne Farben, wenn Blicke nicht mehr zu erkennen sind, die Augen nicht, und der Verlust zur Verunsicherung wird – ja zur Angst, meist auch vor dem Leben. Und wen wundert es, dass ein solcher Mensch auch stumm wird. Ein Mensch, der selber nicht mehr hören kann, nicht mehr sehen kann, wird auf kurz oder lang auch seine Stimme verlieren. Fragen werden zur Verzweiflung, wenn sie nicht mehr ausgesprochen werden. Trauer, Angst, Glück und Leidenschaft, die sich nicht mehr in Sprache verwirklichen kann, lässt auch die

Gliedmaßen erstarren. Und die Lähmung der Seele geht einher mit der Unfähigkeit, auf den eigenen Beinen zu stehen.



Und dies alles biblisch ausgesprochen, sind keine fremden Erfahrungen, die andere betreffen und Gott sei Dank nicht mich. Wir alle kümmern uns – in welcher Form auch immer – um beeinträchtigte Menschen: Alte, Kranke, Schwache, Leidende, Menschen mit Behinderungen. Jesus schaut in seiner Wahrnehmung nie mit Abstand auf einen Menschen. So als träfe der Stillstand des Lebens einen jeden von uns – unmittelbar. Und so möchte ich heute nicht von Fremden reden in einer fremden Zeit. Ich möchte reden von uns, die wir hier sitzen. Und jeder von uns hätte die Erlaubnis, von sich selber zu reden und zu denken und sich mitzuteilen in seiner Schwachheit, in seiner Blindheit, in seiner Taubheit und mit dem Gefühl, gelähmt zu sein.

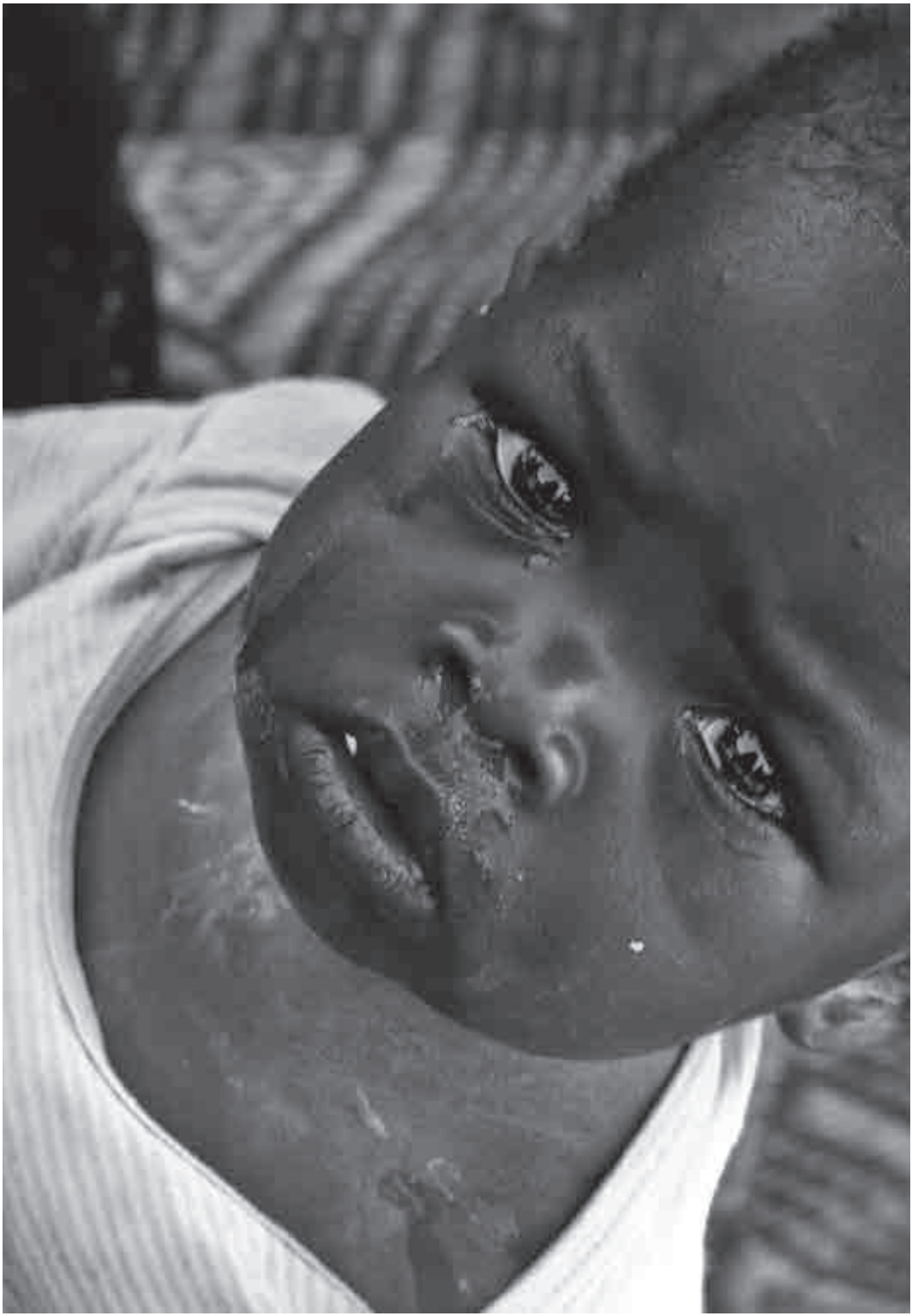
Zu allen Zeiten – und das ist heute nicht anders – haben Menschen, die sich selbst so erlebt haben und erleben, sich geschämt. Niemand traut sich, in der Welt der Gesunden, der Großen und Perfekten und Leistungsfähigen von Schwäche zu reden oder gar sie zu zeigen. Verschämt bleiben wir in unserer Schattenwelt, wenn das Licht der Augen versagt. Und wir versuchen uns zumindest zu erinnern, um wenigstens mitreden zu können – und sei es von früher.

Aber das als Erstes: Jesus holt uns heraus aus unserer Scham und stellt die Blindheit in die Mitte, schenkt dem

Tauben sein Gehör und berührt die lahmen Glieder unseres Körpers, bis die Seele das Leben neu ergreift. Und es geht eben niemals um Schuld und Versagen. Immer geht es ums Leben, um das Persönliche und die Person.

Manchmal geschieht es, dass wir uns in unserer Gebrochenheit dann an Gott wenden, und wir beginnen zu beten in unserer Verzweiflung, suchen Heil und Halt bei einem Gott, von dem wir fürchten oder hoffen, dass er uns einen Teil des Lebens genommen hätte, aber auch wieder gewähren könnte.

Wir erleben uns als Beschenkte vor Gott, aber auch als Gerichtete, und keiner würde es wagen, sich in Hochmut diesem Gott zu nähern, der doch das Leben schenken könnte und die Seele heilen. Aber so betet Jesus nicht. Ich kenne nicht die Bitte um das Augenlicht. Ich kenne nicht den verzweifelten Ruf Jesu, Gott möge Stimme und Worte und Gehör zurückschenken. Und ich kenne das Gebet Jesu nicht, Gott möge für uns rennen, wenn wir lahm würden. Was ich von der Menschwerdung Jesu, der ja Gottes Antwort auf all unsere Gebete ist, weiß und verspüre, ist, dass ER Gottes Antwort ist und war in menschlichen Gebärden. Nicht ein Gott legte den Menschen die Hände auf,



sie zu berühren und zu heilen. Es war ein Mensch. Nicht Gott sprach den Menschen an, er möge sich öffnen in all seinem Elend, in all seiner Scham, in all seiner Verzweiflung. Es war ein Mensch. Und nicht Gott richtete den Menschen wieder auf, ihm die Schönheit und die Sehnsucht zurückzubringen in das Herz und die Seele. Es waren in Sprache, in Gesten die Stimme und die Nähe und die Taten eines Menschen, der dies vermochte „im Namen Gottes".

In allen Gebeten Jesu wusste er sich als Sohn geschenkt auf diese Erde, und er wusste sich immer in Beziehung und immer in großer Verbundenheit mit Gott dem Vater. Und nur ein einziges Mal in seinem ganzen Leben bat er in eigener Verzweiflung, in eigener Not und in der eigenen Dunkelheit seiner Existenz den Vater, er möge handeln. Wenn Sie so wollen, „den Kelch an ihm vorüberziehen zu lassen". Aber er wusste und spürte im gleichen Augenblick, dass das niemals geschehen würde.

Und so nahm er seine Bitte zurück, Gott möge handeln. Er bat um Kraft und Liebe, sein Leben zu tragen. Und so möchte ich Sie einladen – heute an diesem Tag, aber auch ganz generell, im Namen dieses Mensch gewordenen Sohnes auf eine ganz bestimmte Art und Weise religiö-

ses Leben zu verändern. Wenden wir uns nicht an Gott mit Dingen, die wir selbst tun können, weil wir Menschen sind. Und scheuen wir uns nicht davor, es nicht perfekt zu tun, weil wir Menschen sind. Lasst uns unsere Religion nicht zum Alibi dafür werden, warum sich diese Welt nicht Tag für Tag ein wenig verändern könnte. Wenn wir bitten, Gott tu dies oder tu jenes. Schenke einem alten Menschen Trost in seinem Leid oder seiner Gebrechlichkeit. Sorge du für einen Menschen, der sich im Leben nicht zurechtfindet, wie unsereins es tut. Was immer wir beten und bitten, es sind Gebete und Bitten, die ins Leere gehen, wenn wir sie in den Himmel richten.
Und darum ist im Namen Gottes Jesus Mensch geworden. Damit wir als Menschen lernen und begreifen, wie göttlich unser Handeln, unser Sehen, Hören und Schmecken und unsere Sorge für uns selber und einen jeden unter uns sein kann und will.

Dies sage ich, weil sich unsere Religion mehr und mehr in den Himmel richtet und wir Erlösung, Heil und Sehnsucht – ja, Zukunft vom Himmel und im Himmel suchen und einen Gott bemühen, der unsere Lebensverhältnisse zu ändern in der Lage wäre. Und wir daran verzweifeln, dass er es nicht tut. Ich bete nicht mehr zu einem Gott der großen Taten.

Ich bete ausschließlich dafür, dass Menschen ihre Menschlichkeit entdecken. Ich folge auch keinem Gesetz mehr von außen, so als wäre das Leben ein Müssen und Sollen. Und ich lasse mir keine Moral mehr aufdrängen, die ein „Fürwahrhalten“ zum Grunde hat. Es sind ausschließlich unsere eigenen Augen, die einen Menschen in seinem Glück oder Elend betrachten oder missachten. Und es sind ausschließlich unsere Ohren, die die Stimme und die Sehnsucht eines Menschen wahrzunehmen in der Lage sind oder sie im Geschrei und Lärm dieser Welt überhören. Und es sind ausschließlich unsere eigenen Hände, die einen Menschen sanft berühren oder ihn elend zu Grunde schlagen. Und es ist ausschließlich unsere eigene Stimme, die sich erhebt oder schweigt, um einen anderen Menschen an seiner Seele zu berühren.

Wo immer wir einander begegnen, bleibt es ausschließlich unsere eigene Entscheidung, ob wir aneinander vorbeigehen oder uns erlauben, uns selbst und andere in unsere Mitte zu stellen. Und ausschließlich am Ende des Lebens, wenn es darum geht, den letzten Atemzug des Lebens auszuhauchen, sollten wir an den Himmel denken. Dies mit einer großen Gewissheit und im tiefen Glauben, dass wir dort empfangen werden.

Aber bis dahin bleibt alles, was Menschen Menschen in Liebe und Leid füreinander sein können, ausschließlich eine Sache dieser Welt.

Ehrfurcht und Liebe, Trost und Zuneigung, Mitleid und Glück, Sorge und Fürsorge gewähren oder verweigern wir stets als Mensch. Ich bin fest davon überzeugt, Gott würde sich freuen über alle Maßen, wenn wir weniger ihm zu gefallen leben wollten, als vielmehr jeder mit seiner Begabung, Schwäche und Fähigkeit, Liebe und Versagen, Elend und Glück aus ganzem Herzen sagen würde: In unserer Mitte – Der Mensch. Weil wir Menschen sind.

Quellenangaben

1 Jürgen Moltmann: Mensch. Christliche Anthropologie in den Konflikten der Gegenwart. Kreuz Verlag Stuttgart / Berlin 1971, 7.

2 Oswald Spengler: Urfragen. Fragmente aus dem Nachlass. C.H. Beck Verlag München 1965, 350.

3 Anaxagoras: Ziffer Nr. 97. In: Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte, übersetzt und eingeleitet von Wilhelm Capelle. Mit einem Geleitwort und Nachbemerkungen von Christof Rapp. Alfred Kröner Verlag Stuttgart [9]2008, 227. Vgl. Aristoteles: Über die Teile der Lebewesen, Buch IV, Kap. 10, 687 a 7 (Werke in deutscher Übersetzung. Begr. von Ernst Grumach. Fortgef. von Hellmut Flashar. Hrsg. von Christof Rapp; Bd. 17 : Zoologische Schriften; 2, T. 1, Wiss. Buchgesellschaft Darmstadt 2007, 108).

4 Mark Twain: Following the equator. A journey around the world. American Pub. Co. Hartford, Conn. 1897, 654 (Im engl. Original: „Every one is a moon, and has a dark side which he never shows to anybody").

5 Hermann Hesse: Aus dem Nachlass. Unveröffentlicht.

6 Christian Morgenstern: Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuchnotizen. Hrsg. von Margareta Morgenstern. R. Piper & Co Verlag München 1922, 258 (Tagebuch-Notiz von 1908).

7 Graham Greene: Tischgespräch mit Graham Greene. In: Vom Paradox des Christentums. Mit einem Geleitwort von Gertrud von Le Fort. Nymphenburger Verlagshandlung München 1952, 125-148, hier 138.

8 Hermann Hesse: Krieg und Frieden. Betrachtungen zu Krieg und Politik seit dem Jahr 1914. Suhrkamp Verlag Berlin / Frankfurt am Main 1962, 77.

9 Erich Fromm: Psychoanalyse und Religion. dtv München [5]1993, 51.

10 Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. Suhrkamp tw Frankfurt [5]1979, 62-75.

11 Wolfhart Pannenberg: Was ist der Mensch? Die Anthropologie der Gegenwart im Lichte der Theologie. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen [4]1972, 23.

[12] Pannenberg, a.a.O., 24.

[13] Pannenberg, a.a.O., 25.

[14] Martin Buber: Ich und Du. In: Werke, Band 1, Kösel Verlag München / Verlag Lambert Schneider Heidelberg 1962, 77-170, hier 85 und 97.

[15] Buber, a.a.O., 108.

[16] Martin Buber: Reden über Erziehung. In: Werke, Band 1, 783-832, hier 803.

[17] Eberhard Jüngel: Was ist der Mensch? In: Eckhard Nagel / Eckart von Vietinghoff (Hg.). Was ist der Mensch - noch? Hannover 2002, 63-90, hier 88.

[18] Erik H. Erikson, a.a.O., 63.

[19] Jüngel, a.a.O., 89.

[20] Lucius Annaeus Seneca, De Ira (Über die Wut) Lateinisch/Deutsch. Übers. und hrsg. von Jula Wildberger. - [Nachdr.]. Reclam Verlag Stuttgart 2014, I, 5, 2.

[21] Stiftung Liebenau (Hg.): Leitwort – Grundsätze. 1993

[22] Stiftung Liebenau, a.a.O., 9.

[23] Stiftung Liebenau, a.a.O., 9.

[24] Stiftung Liebenau, a.a.O., 10.

[25] Stiftung Liebenau, a.a.O., 10.

Bildnachweise

Seite 12: dorisalb, „Hellau und Allaf“
Seite 17: tina, „Four People“
Seite 21: bachmont
Seite 25: Collage aus allen hier genannten Bildern
Seite 28: Sabrina Schumann, „Frau im Spiegel“
Seite 33: d sharon pruitt
Seite 34: alex, „le temps qui passe“
Seite 37: Traumfänger, „Mittagsruhe“
Seite 38: ROLFVOLKER, Mittagspause
Seite 41: eric, „Praying“
Seite 42: d sharon pruit
Seite 49: vinoth chandar
Seite 53: tille1995, „Patrick!“
Seite 55: bcornelius, „Arme Sau“
Seite 56: divi-ded, „Grinsekatze“
Seite 59: Marcel Malleike, „Vom Leben gezeichnet“
Seite 63: d sharon pruit
Seite 67: Bob Jagendorf
Seite 69: Michelle
Seite 72: adolescent, „A seller on the mountain“
Seite 75: shira_gal
Seite 76: d sharon pruitt
Seite 78: cia de foto
Seite 81: tom radenz
Seite 82: geraint_rowland
Seite 85: John Crosby
Seite 86: alyssa_l_mille
Seite 90: bachmont
Seite 96: Sumba, „Geschwister“
Seite 99: hecht1969, „Anschließen und los …“
Seite 100: kashif_mardani
Seite 103: geraint_rowland
Seite 104: sukanto_debnath
Seite 106: Bob Jagendorf

Fotos: www.piqs.de, Sabrina Schumann
CC-Lizenz (by 2.0), creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/deed.de

In unserer Mitte – Der Mensch

Der Leitsatz bleibt unverzichtbar –
auch dort, wo er für Augenblicke oder Zeiten
nicht eingehalten werden kann.